This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07573798 5

# Dorf- und Schloßgeschichten.

Ebner
NG

Not mkd
5/25-14

# Dorf- und Schloßgeschichten

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Achte Auflage.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1907.

New York Public Library
115th STREET BRANCH
201 West 115th STREET
CIRCULATING DEPARTMENT

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1915 L

Alle Rechte,
insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Ger.
E164d1

# Vorwort.

Einige Leser der ersten dieser Skizzen stellten die Frage an mich, ob es denn in vormärzlicher Zeit in Galizien einen jüdischen Kreisphysikus gegeben haben könne? Nun vermöchte ich freilich den Namen eines solchen anzuführen, dessen Andenken in den westlichen Kreisen, in denen er segensreich gewirkt hat, heute noch in Ehren gehalten wird. Aber ich ziehe es vor, eine frischgebackene Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, die ich dem treuesten aller Freunde und liebenswürdigsten aller Juristen verdanke, und auf das Hofdekret vom 16. November 1784 hinzuweisen. Laut dessen war es jüdischen Ärzten in Galizien ausnahmsweise erlaubt, Stellen als Kreisphysici und Stadtärzte zu bekleiden.

Auch über die in der „Deutschen Rundschau" erschienene Novellette „Die Poesie des Unbewußten" hat man eine Erklärung von mir verlangt. Einer ihrer Gönner wollte genau wissen, wie die Akten aussahen, aus denen die Korrespondenz, um die es sich handelt, geschöpft wurde.

Nun denn! es waren Kärtlein aus Bristolpapier, in Kuverts wohlverwahrt. Auf den Kuverts aber prangten reizende Exemplare der sinnigsten Kunstform,

9819

die wir der Phantasie unseres Jahrhunderts verdanken, des Monogramms.

Das Büchlein rüstet sich zum Wandern und bittet um einen Reisesegen. — Geh nur, ich weiß keinen. Die Freunde, die du nicht selbst dir erwirbst, hast du eben nicht. Meine parteiische Fürsprache, was sollte sie dir nützen? Sprich du, und ich denke: Wie sonderbar! man kann sich ganz durchdrungen fühlen von der ehrlichsten Bescheidenheit, und doch etwas Unbescheidenes tun, zum Beispiel — ein Buch herausgeben.

Zdißlawitz, 29. August 1883.

# Inhalt.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Der Kreisphysikus . . . . . | 1 |
| 2. | Jakob Szela . . . . . | 95 |
| 3. | Krambambuli . . . . . | 133 |
| 4. | Die Resel . . . . . | 151 |
| 5. | Die Poesie des Unbewußten. Novellchen in Korrespondenzkarten . . . . . | 173 |

# Der Kreisphyſikus.

PROPERTY OF THE
CITY OF NEW YORK

# I.

Doktor Nathanael Rosenzweig hatte eine entbehrungsreiche Jugend durchlebt. Was genießen heißt, erfuhr er in der schönsten Zeit des Daseins nicht. Heute hungern und dabei gerade genug erwerben, um morgen weiter hungern zu können; nachts um zwei Uhr sich zusammenrollen wie ein Igel und in der Ecke der Kellerstube den harten, traumlosen Schlaf der Erschöpfung schlafen; erwachen bei dem Gewimmer der alten Großmutter, die sich entschuldigte, daß sie noch nicht gestorben sei, daß sie ihm noch zur Last fallen müsse; forteilen, um lehrend die Möglichkeit zu erringen, selbst zu lernen — so ging es jahraus, jahrein. Erwerben, der Inbegriff all seines Dichtens und Trachtens, Geld erwerben, Kenntnisse, Gunst, hauptsächlich die seiner Professoren (Nathanael studierte Medizin an der Universität in Krakau), erwerben um jeden Preis, den der Ehrlichkeit einzig ausgenommen, erwerben und nur ja nichts umsonst hergeben, nicht den kleinsten Teil der eigenen Kraft; keine mitleidige Regung kennen, keine hemmende Rücksicht.

Seine Großmutter und er, er und seine Großmuttter, machten für ihn die Welt aus, und wie seine Welt klein war, so waren seine Ziele nahe. Das erste und am schwersten Errungene bestand in dem Ersparnisse

so vieler Gulden, daß er und die alte Frau nicht sofort verhungern mußten, wenn ein unvorhergesehenes Unglück seine Tätigkeit für einige Zeit lähmen sollte. Als er es erreicht hatte, da fühlte er sich als Kapitalist und tröstete die Großmutter bei ihrer allmorgendlichen Klage mit den Worten:

„Lebe du nur ruhig fort, jetzt kann uns nicht so leicht mehr etwas geschehen."

Sein rastloser Fleiß verminderte sich nach dem ersten Erfolge nicht, er wuchs vielmehr mit der Kraft dessen, der ihn anwandte.

Nathanael wurde ein starker Mann; seine kreuzspinnenartigen Extremitäten kräftigten sich zu muskulösen Armen und Beinen, die Brust wurde breit, die Gestalt bekam etwas Reckenhaftes trotz ihrer Magerkeit. Sein Auftreten war so sicher, sein Blick so ruhig und klar, seine Rede so bestimmt, daß schon seine ersten Patienten — gar kleine Leute — meinten:

„Das ist ein gescheiter Herr Doktor!"

Seine grüne Jugend sah ihm niemand an; er hatte sich zu lange in Gesellschaft der Sorge befunden, und wenn er sie auch bändigte und unterwarf, — daß sie heimlich an ihm zu nagen fortfuhr, konnte er nicht verhindern.

Allmählich kam er in Besitz eines Rufes, eines bescheidenen, aber eines guten, und dem verdankte er es auch, daß er mit dreißig Jahren schon, von Amts wegen, als Physikus nach einem der westlichen Kreise versetzt wurde. Ein sicheres Brot von nun an, ein reichliches sogar nach Nathanaels Begriffen. Er hätte bei der Einrichtung seiner Wohnung auf dem Ring der Kreishauptstadt nicht so ängstlich zu knickern gebraucht, aber

er fürchtete übermütig zu werden, wie die meisten Armen, wenn sie plötzlich zu Geld kommen, und gab den Handwerkern wenig zu verdienen. Immer des Wortes eingedenk: „Die Axt im Hause erspart den Zimmermann", schaffte er allerlei Werkzeuge an und ließ sich's nicht verdrießen, den Tischler und den Schlosser gleichfalls zu ersparen. Und wenn es auch wirklich ein Graus war, wie die Sachen aussahen, den Doktor beirrte das nicht; der Schönheitssinn war bei ihm entweder nicht vorhanden oder nicht ausgebildet.

Als die Großmutter, steinalt und unbeweglich, ihre Stube nicht mehr zu verlassen vermochte, sich aber doch noch herzlich sehnte nach dem Anblick einer grünen Staude, einer blühenden Blume, da wurde der Herr Doktor ein Gärtner, und bald sahen die Fenster seiner Wohnung aus wie die eines Treibhauses.

Die Greisin litt manchmal an Rückfällen in ihre ehemalige Schwachherzigkeit, doch äußerte sich diese jetzt in andrer Weise.

„Wenn ich nur nicht zu früh sterbe," sagte die Neunzigjährige. „Ein Begräbnis ist gar zu kostspielig!"

Nathanael tröstete sie liebreich:

„Stirb ja nicht, Großmutter, du würdest mich um den Lohn aller Mühen betrügen, die ich um deinetwillen gehabt habe."

Der Besitz Nathanaels mehrte sich im Schranke, die Lust am Besitze stieg und stieg. Pläne, deren Verwirklichung dem klugen Manne in seiner Jugend als bare Unmöglichkeit erschienen wären, erwog er nun mit der Zuversicht bevorstehender Erfüllung. Seine ärztliche Praxis war ausgedehnt und einträglich. Nach allen Schlössern der Umgebung berief man ihn. Der trockene,

wortkarge Doktor Rosenzweig, der keinen Widerspruch duldete, der nie eine Schmeichelei über die Lippen brachte, wurde der Vertrauensmann der Edelleute und, was viel merkwürdiger war, das Orakel ihrer liebenswürdigen und feinen Damen und der Freund ihrer Kinder.

„— Der Kleine ist schwer krank, aber — Rosenzweig behandelt ihn.“ „— Den ganzen Tag habe ich in Todesangst um mein Töchterlein zugebracht — aber jetzt ist Rosenzweig gekommen.“

Wenn nur Rosenzweig da war, so war Hilfe da, und blieb sie einmal aus, dann hatte Gott eben nicht gewollt, daß ein Mensch sie bringe.

Unter keinen Umständen erwies man sich karg gegen ihn, das hätte niemand gewagt. — Doktor Rosenzweig baut sich ein Haus, ein Haus aus gebrannten Ziegeln; dazu braucht er Geld. Er hat außerhalb der Stadt einen Baugrund gepachtet, und unter seiner eigenen Leitung ist auf dem ein viereckiger, einstöckiger Wohnkasten errichtet worden. Stolz ruht er auf tüchtigen Kellergewölben, hat eine steinerne Treppe und ein wetterfestes Ziegeldach. Die Fensterrahmen sind schneeweiß angestrichen, die Mauern schneeweiß getüncht. Als einzige Zierde der Fassade prangt neben der Glocke an der Tür, das Schildchen der Feuerversicherungsgesellschaft.

Aus den Fenstern der vorderen Front — sie liegt gegen Osten, und ihr erstes Geschoß wird von dem Doktor und seiner Großmutter bewohnt — hat man eine weite, weite Aussicht: Himmel und Felder. Frei schweift der Blick ins Grenzenlose. Kein Hügel hemmt ihn, kein Wald bringt einen dunkeln Fleck hervor auf der glatten, im Sommer goldig, im Winter silbern schimmernden Flur. Jede Handbreit Erde kann von der lieben Sonne

durch und durch getränkt werden mit lebenweckenden Strahlen. Gibt es einen Schatten, so ist es ein solcher, der nicht kühlt, nicht ruht, der keinem Hälmchen die Wärme entzieht, deren es zu seinem wunderbar geheimnisvollen Reifen bedarf — der Schatten der fliehenden Wolken. Wie oft verfolgt ihn Nathanael aufmerksamen Auges, sieht ihn hingleiten über den wachsenden, schwellenden Reichtum, den sie zum Herbste einheimsen, und zu Schiff auf der Weichsel nach Deutschland und nach Rußland bringen und teuer verkaufen werden. Wer sich doch beteiligen könnte an diesem großartigen Erwerb, ein Hundertstel, ach ein Tausendstel nur von dem Gewinn, den er abwirft, in die eigene Tasche fließen sähe! Der Doktor fängt an, auf der unermeßlichen Ebene Luftschlösser zu erbauen, so bunt und märchenhaft schön, daß er nicht umhin kann, während er sie baut, lächelnd zu denken: Mahnst du auch mich einmal, nie angetretenes Vätererbe — morgenländische Phantasie?

Er wendet sich ab von dem Anblick fremden Reichtums und will einen Strich gezogen haben zwischen diesem und seinem bescheidenen Eigentum. Das Doktorhaus wird in fünf Klafter breiter Entfernung von jedem Punkte seiner Mauern mit einem Zaun aus ordentlich zugehobelten Latten umgeben; nach je ihrer zwanzig kommt ein starker, spitz zulaufender Pfahl. Aus dem Raume zwischen Haus und Zaun wird nach und nach ein kleiner Garten werden; die Einteilung in Blumen- und Gemüsebeete ist bald getroffen. Kein Schachbrett kann genauer quadriert sein.

„Im nächsten Jahre, liebe Großmutter, wirst du Rosen und Reseden unter deinen Fenstern blühen sehen," versprach Nathanael der Greisin, und sie erwiderte:

„Wenn ich es nur noch erlebe, mein Kind. Aufs Jahr werde ich fünfundneunzig.“

„Weit über hundert mußt du werden!“ rief er eifrig. „Das bist du mir schuldig, denke doch! Wie würde das Vertrauen der Leute zu mir noch steigen, wenn es hieße: Seine Großmutter hat er auf mehr als hundert Jahre gebracht. Denn die Leute sind dumm, liebes Godele*), sie schreiben meiner Kunst zu, was deine gute Natur getan hat. Bleibe du nur frohen Mutes, nimm dir nur recht fest vor, noch nicht zu sterben. Solange du es dir fest vornehmen kannst, wirst du munter weiter leben.“

Die Greisin nahm sich's vor, aber von einer rechten Munterkeit war nicht mehr die Rede.

„Mir ist jetzt so oft,“ sagte sie, „als ob dein Großvater vor mich träte und zu mir spräche wie in seiner Todesstunde: ‚Komm bald! Wir wohnen so friedlich beisammen im Garten Eden, wie wir gehaust haben auf Erden. Komm bald nach, Rebekka!‘ . . . Damals konnte ich nicht folgen dem Rufe meines Geliebten, weil du mich hast zurückgehalten, du armes Würmchen, du ganz verlassenes. Von Vater und Mutter zuerst, und vom Großvater bald darauf. Ja, es war eine schreckliche Seuche, die Gott geschickt hat über sein Volk im Kazimirz, und nicht gewußt hätte ich wem sagen: Sei barmherzig meinem Enkelkind, wenn ich mich nun auch hinlege zu sterben. So habe ich damals nicht erfüllen dürfen den Wunsch meines Geliebten. Jetzt aber, Nathanael, mein Kind, jetzt aber ist mir, als sollte ich ihn nicht länger warten lassen.“

---

*) Großmütterchen.

Solche Reden schnitten dem Doktor ins Herz. Nie hatte die zurückhaltende, schweigsame Großmutter ähnliche geführt. Ein bedenkliches Zeichen, wenn alte Leute etwas tun, das außerhalb ihrer Gewohnheiten liegt! Der kleinen Veränderung folgt oft nur gar zu bald die unwiderrufliche — die letzte nach. Und noch ein Symptom, das den Doktor beunruhigte. Die Greisin, die sonst nie genug Einsamkeit haben konnte, war jetzt nicht mehr gern allein. So oft Nathanael sich bei ihr verabschiedete, sprach sie:

„Geh denn in Gottes Namen, aber schicke mir den Goj*), daß er mir Gesellschaft leiste und ich doch blicken könne in ein menschliches Angesicht und nicht immer und immer nur auf die Felder und den Himmel."

Der „Goj" war ein Jüngling von nun achtzehn Jahren, des Doktors Famulus, sein Diener, sein Sklave. Des Tages wußte er sich nicht zu erinnern, an dem der „Wohltäter" ihm ein gutes Wort gegönnt oder ein gutes Kleidungsstück geschenkt hätte. Wenn die Röcke und Stiefel Rosenzweigs unbrauchbar wurden, erhielt der große Junge sie zur Benützung und die Vermahnung dazu, ihnen all die Rücksicht zu erweisen, die man fremdem Eigentum schuldig ist. Der Doktor ging immer mehr in die Breite, und fast schien es, als ob er kleiner würde. Sein Famulus „verdünnte" sich, wie Rosenzweig sagte, von Tag zu Tag und schoß spargelmäßig in die Höhe. Wie ihm die Gewänder des Wohltäters saßen, das kam diesem selbst entweder erbärmlich oder lächerlich vor — beides mit einem Zusatze von Verachtung.

Den Jungen konnte er einmal nicht leiden, sein

*) Andersgläubiger.

Widerwillen gegen ihn war unüberwindlich und entsprang aus dem Gedanken, daß der Findling seines Herrn Brot umsonst oder doch fast umsonst esse.

Vor vier Jahren hatte ihn Rosenzweig von der Straße aufgelesen, in einer eiskalten herrlichen Winternacht. Mit dem Stolze eines Triumphators war er im Schlitten des Grafen W. pfeilgeschwind dahingesaust. Der Graf selbst hatte ihn bei der Abfahrt sorgsam in die Pelzdecke gehüllt, in der er sich so behaglich fühlte, und ihm immer wieder gedankt, und immer von neuem Worte gesucht für das Unsagbare — die Glückseligkeit des Liebenden, dem sein Teuerstes, das er schon verloren gab, wiedergeschenkt ist. Gerettet die junge Gräfin, gerettet vom beinahe sicheren Tode durch das Genie, durch die erfinderische Sorgfalt des unvergleichlichen Arztes, der an ihrem Krankenlager gestanden hatte wie ein Held auf dem Schlachtfelde, fast besiegt noch den Sieg im Auge, kampfbereit noch im Erliegen, der nicht gewichen war, bevor er sagen konnte:

„Wir haben gewonnen, sie wird leben!"

Er hatte so viele Nächte durchwacht und sich auf den guten Schlaf gefreut während der Heimfahrt im bequemen Schlitten. Aber seine Müdigkeit mußte zu groß sein, sie verscheuchte die ersehnte Erquickung, statt sie herbeizurufen. So oft Nathanael die Augen schloß, unwillkürlich öffneten sie sich wieder und schwelgten im Anblick des sternenbesäeten, mondhellen Himmels und der schneebedeckten Ebene, die in wunderbarer Blankheit erglänzte, gleich einer ungeheuren, neugeprägten Silbermünze. . . Wieviel Gold ließe sich erwerben um solche Münze? Die Keller des viereckigen Doktorhauses hätten nicht Raum, sie zu fassen, die köstlichen Barren, die verehrungs-

würdigen! Berger und Träger allbezwingender Kräfte, gebundene Zauber, aufgespeicherte Macht. Was läßt sich nicht tauschen um Gold? Unschätzbares erkauft man damit, das weiß der Mann, der denen, die ihn bezahlen, die Gesundheit wiedergibt.

Der Doktor wurde in seinem Gedankengange plötzlich unterbrochen. Das Gefährt stand dicht am Straßengraben still, und der Kutscher rief:

„Herr Doktor! Herr Doktor!“ . . .

„Was gibt es, mein Sohn?“

„Herr Doktor, da liegen zwei Betrunkene.“

„Steig ab und prügele sie ein wenig durch, damit sie nicht erfrieren.“

Indes der Kutscher abstieg und die Zügel am Bocke verknotete, hatte Nathanael sich aufgerichtet und vorgebeugt und sah einer der auf dem Boden liegenden Gestalten mit gespannter Aufmerksamkeit in das vom Mondenlicht hell erleuchtete Gesicht. Kein Säufergesicht, wahrlich! sondern eines, das Zeugnis gab von ehrlichem Darben und Dulden bis an die Grenze der menschlichen Kraft.

Der arme Teufel hatte, in dem Augenblick wenigstens, kein Bewußtsein seines Elends, er schien fest zu schlafen. Als aber der Kutscher ihn packte und emporzerrte, fiel er sofort, steif wie ein Eisblock, in den Schnee zurück. Jener sprach:

„Der eine ist schon erfroren, Herr Doktor!“

Rosenzweig sprang mit beiden Füßen aus dem Wagen und überzeugte sich bald, daß die Behauptung des Dieners richtig sei. Grimm erfüllte ihn. Da war ihm einmal wieder der Tod zuvorgekommen, den er am meisten haßte, der nicht durch Krankheit bedingte, durch das Alter

herbeigeführte, der Tod, dem der Zufall in die Hand gearbeitet hat, der Tod, der seine Beute umsonst gewinnt, dem sie dumm und töricht zuteil wird, ohne triftigen Grund.

„Sehen wir nach dem andern," sagte der Doktor zwischen den Zähnen.

Der andre schlief auch, aber weniger tief.

Es war ein Knabe von etwa vierzehn Jahren, dem Toten offenbar nahe verwandt, sein viel jüngerer Bruder oder sein Sohn.

Mit dem Feuereifer des Berufs begann der Doktor Wiederbelebungsversuche anzustellen, und nach langen Mühen krönte sie ein schwacher Erfolg. Ein kaum spürbares Rieseln war durch des Knaben starre Pulse geglitten, und wenn es auch sofort wieder staute, dennoch erklärte der Doktor voll Siegesgewißheit:

„Jetzt hab ich ihn!"

Und er hüllte ihn in seinen Pelz, hob ihn in den Schlitten, brachte ihn heim und legte ihn in sein eigenes Bett, an dem er das Kind des Elends mit der selben Hingebung bewachte, die er der Herrin im Grafenschloß gewidmet hatte. Am Morgen war der Patient außer Lebensgefahr, und Rosenzweig konnte nicht umhin zu sich selbst zu sagen: Auch der gerettet, zwischen zweimaligem Sonnenaufgang zwei!

Schmunzelnd streichelte er seinen langen Mosesbart und freute sich seines mächtigen Vermögens.

Sein Patient aber erhielt noch am selben Tage die Weisung:

„Steh auf und geh."

„Wohin? Gnädiger Herr Doktor, wohin? Wer nimmt mich ohne meinen Bruder?" antwortete der Knabe

verzweifelnd, und nun trat die Frage heran: Was mit ihm beginnen?

Die Papiere, die der Verstorbene bei sich gehabt hatte, wiesen ihn aus als den Maschinenschlosser Julian Mierski, der viele Jahre hindurch als Werkführer in einer Fabrik in Lemberg gedient hatte. In seinem Zeugnisse hieß es, der vorzügliche Arbeiter habe, zum Bedauern seines Dienstherrn, infolge schwerer Erkrankung entlassen werden müssen. Seitdem konnte er nichts mehr verdienen, und sein Bruder, den er nach dem Tode der Eltern — arme Häusler in einem Dorfe bei Lemberg — zu sich genommen, nur gar wenig. So gingen, erzählte der Knabe, in Monaten die Ersparnisse von Jahren hin und wurden aufgezehrt bis auf einige Gulden, deren Anzahl er genau angab, und die sich auch richtig im Ranzen des Verunglückten vorgefunden hatten.

Die Großmutter hörte dem unter Tränen erstatteten Berichte aufmerksam zu.

„Horch, Nathanael, mein Kind," sagte sie. „Es ist nicht recht gewesen von dem Goj in Lemberg, zu verlassen den Mann in seiner Krankheit, der ihm in Gesundheit gedient hat viele Jahre."

„Eine Fabrik ist keine Versorgungsanstalt," erwiderte Rosenzweig und befahl seinem Geretteten: „Sprich weiter."

Dieser fuhr fort:

„Vor acht Tagen ist ein Bekannter von meinem Bruder gekommen und hat erzählt, daß es in Krakau eine Fabrik gibt, wie die unsre, und daß sie uns dort gewiß nehmen werden. Mein Bruder war sehr froh: ‚Komm, Joseph, wir wandern', hat er gesagt, und hat auf der Reise immer gemeint, der lange Müßiggang ist

es gewesen, der ihn nicht hat gesund werden lassen, beim Marschieren wird ihm besser. Auf einmal hat er aber nicht weiter gekonnt und hat sich in den Schnee gelegt, um ein wenig zu schlafen."

„Und du hast das zugegeben?" schrie der Doktor ihn an. „Weißt du nicht, was einem geschieht, wenn man sich bei solchem Frost in den Schnee legt?"

Der Knabe senkte seine großen Augen, aus denen unaufhörlich Tränen flossen, und schwieg.

„Was soll man anfangen mit einem solchen Chamer*)?" fragte Rosenzweig die Großmutter.

Die Greisin entgegnete:

„Laß ihn heute noch ruhen unter deinem Dache. Sei ihm barmherzig. Er ist eine Waise wie du."

Am nächsten Tage lautete ihr Rat:

„Behalte ihn. Unsre Magd wird ohnehin alt und wackelig und kann eine Hilfe brauchen. Behalte ihn und richte ihn ab zu deinem Dienst. Wer wird es verargen einem großen Mann wie dir, wenn er tut sich halten einen Famulus?"

So wurde der Findling ein Genosse des Doktorhauses und zwar, obwohl Rosenzweig das nicht gelten ließ, ein ungemein nützlicher. In den Augen seines Herrn blieb Joseph ein „Chamer", der aus Büchern nichts lernte, nichts zu lernen vermochte. Mit achtzehn Jahren noch las er nicht ohne Schwierigkeit die einfachsten Kindergeschichten. Ihn zur Schule zu zwingen, hatte der Doktor schon nach den ersten Monaten aufgegeben, weil er nur mit Schlägen dahin zu bringen war, und weil sein Wohltäter nicht immer Muße hatte,

*) Esel.

ihm die zu spenden. Seine mechanischen Fertigkeiten hingegen waren groß, und groß der Fleiß, mit dem er sie ausübte. Auch er pfuschte in jedes Handwerk, aber mit besserem Erfolg als dereinst der Doktor.

In allem, was er unternahm, offenbarte sich ein Schick, eine Leichtigkeit, ja sogar ein Geschmack, der den Pillenschächtelchen des Doktors ebenso sehr zugute kam, wie den Blumenbeeten im Gärtlein vor dem Hause. Immer nur mit Verdruß hörte Nathanael ihn loben, „den Tagedieb, der nichts kann und nie etwas andres können wird als spielen".

Er hatte einmal wieder diesen Vorwurf ausgesprochen, da entgegnete Joseph:

„Wenn du dich entschließen könntest, deine Felder in deine eigene Verwaltung zu nehmen, würde ich dir beweisen, daß ich kein Tagedieb bin."

Der Doktor fuhr auf:

„Was sprichst du von meinen Feldern? Weißt du nicht, daß ich ein Jude bin und als solcher Grundeigentum nicht besitzen darf? Weißt du nicht, daß sogar mein Haus auf fremdem Boden steht?" —

Joseph wurde rot vor Verlegenheit, sah jedoch dem Doktor vertrauensvoll und offen ins Gesicht und erwiderte:

„Du hast die Felder auf den Namen des Theophil von Kamatzki gekauft, aber sie sind doch dein."

„Sag einmal, mein Junge, woher hast du diese Nachricht?" fragte Rosenzweig, und höchst verdächtig war die Gebärde, mit der er dabei sein spanisches Rohr zu schwenken begann.

Gelassen antwortete Joseph:

„Das ist kein Geheimnis. Alle Leute wissen es und gönnen dir die Felder."

Während dieses Gespräches standen die beiden mitten auf dem Wege, der schnurgerade von der Haustür zum Gartenpförtlein führte, zwischen zwei säuberlich mit Reseden eingefaßten Rosenbeeten. An den Stachelbeerhecken, die Joseph längs des Lattenzaunes gezogen hatte, reiften die ersten Früchte. Was man überblicken konnte an zart entfalteten Salatstauden, an Rüben mit kühnen Federbüschen, an gelblich zwischen gekräuselten Blättern hervorleuchtendem Blumenkohl, an schier kriegerisch behelmtem Zwiebelnachwuchs, an zierlichem Majoran und — utile dulci — als Begrenzung jeglichen Gemüsekarrés an duftendem Lavendel, dessen kleine Knospen zu schwellen anfingen, das war alles so kraftstrotzend und kerngesund, daß bei dem Anblick jedem Menschen, besonders aber einem Arzte, das Herz im Leibe lachen mußte. Mit geheimem Wohlgefallen betrachtete Rosenzweig die freundlichen Himmelsgaben und sagte:

„Weil du ein leidlicher Gärtner bist, bildest du dir ein, auch ein Landwirt sein zu können.“ Damit wollte er abbrechen, besann sich aber und fügte hinzu, indem er die Spitze seines Stockes mit großer Hartnäckigkeit in die Erde bohrte und diese Operation scheinbar höchst aufmerksam verfolgte:

„Ich hätte die Felder nicht — eigentlich mit einem gewissen Unrecht — in meinen Besitz gebracht, wenn ich nicht hoffen dürfte, sie bald zu Recht besitzen zu dürfen. Du wirst wohl wissen, daß eine Veränderung der Landesgesetze bevorsteht, und daß an den größeren Freiheiten, die sie dem Volke Galiziens gewähren werden, auch die Juden teilnehmen sollen.“

Joseph wußte das und hoffte, der Doktor werde die Felder, wenn sie einmal vor Gott und der Welt sein

Eigentum sein würden, nicht mehr in Pacht geben, sondern selbst bewirtschaften.

„Dann wirst du Ställe und Scheuern bauen müssen," schloß der Jüngling. „Ich habe dem Architekten in der Stadt etwas abgesehen und die Pläne schon fertig."

„Bist ein Narr," sprach der Doktor, verlangte aber nach einigen Tagen doch die Pläne zu sehen.

Nun, brauchbar waren sie gewiß nicht, doch als merkwürdig mußte man es gelten lassen, daß der Findling, dessen Schrift die eines siebenjährigen Kindes war, doch so nett und ordentlich und vielleicht auch in den Maßen richtig, einen Plan zu zeichnen vermochte. Das ist eben einer von denen, die tanzen können, bevor sie das Gehen erlernt haben. Es gibt solche Käuze. Sie setzen uns allerdings manchmal in Erstaunen; gewöhnlich wird aber nichts aus ihnen.

Nathanael, der einen Gedanken, der sein eigenes Wohl und Weh betraf, nie lange verfolgte, ohne die Großmutter zu seiner Vertrauten zu machen, fragte bald darauf bei ihr an, was sie zu einer Selbstverwaltung seiner Gründe sagen würde. Da zeigte es sich, daß dieser Gegenstand zwischen der Greisin und dem Findling schon erörtert worden war.

„Du wirst reich werden wie Laban," prophezeite die alte Frau. „Über dir ist des Herrn sichtbarer Segen."

In diesem Frühjahr hatte es sich erwiesen, in diesem für Tausende unseligen Frühjahr 1845, als die Weichsel aus ihren Ufern trat und in einen schlammigen See verwandelte, was üppig und verheißungsvoll grünende Saat gewesen war. Unaufhaltsam wie ein Gottesgericht waren die Fluten hereingebrochen, hatten die ernährende

Scholle hinweggespült und mit ihr das Hab und Gut und die Hoffnung derer, die sie bebauten.

Bis dicht an die Grenze der Felder Nathanaels erstreckte sich die Verheerung — vor ihnen zerrannen die Wellen. Vor ihnen waren die Wasser hinweggefahren und hatten sich auseinander geteilt, wie einstens die Wasser des roten Meeres, als Moses gegen sie den Stab erhob und die Hand reckte auf Gottes Gebot.

Und als der Herbst kam, herrschte ringsum Hungersnot. Hunderte verließen mit ihren Weibern und Kindern die Heimat und wanderten als Bettler, als Tagelöhner, Brot und Arbeit suchend, aus.

Die Großmutter aber fragte täglich:

„Wann beginnt die Ernte? In diesem Jahre hat der Weizen hundertfachen Wert. Wann kommen die Schnitter?“

Nathanael erwiderte lächelnd:

„Bald, sehr bald. Sie wetzen schon die Sensen!“

Indessen erlebte die Greisin die Zeit der Ernte nicht mehr. Sie fiel selbst als überreifes Körnlein in den Mutterschoß der Erde zurück, bevor ihr Enkel zu ihr hatte sprechen können:

„Die Schnitter kommen!“

Unerhört spät und doch zu früh war plötzlich ihr Leben erloschen.

Da lag sie nun in ihrem schmalen Sarge, die alte Rebekka, ein wundersam ergreifender Anblick. Der Tod hatte ihre gekrümmte Gestalt gestreckt, und weinend und staunend fragte Joseph:

„So groß war sie?“

Er fragte aber auch:

„So schön war sie?“

Erlöst von allen Gebresten, befreit von der Hilflosigkeit des Alters, wie majestätisch erschien sie nun, in ihrer unendlichen Ruhe, in ihrem untrübbaren Frieden! Das Lächeln auf dem Angesicht so vieler, die überwunden haben, umschwebte diese Lippen nicht. Steinerne Kälte sprach aus den Zügen, die ein Schimmer der begeisterten Liebe und Bewunderung, welche die Gegenwart des Enkels stets auf ihnen hervorgezaubert, noch in der Sterbestunde erhellt hatte.

Du bist es nicht mehr! dachte Nathanael, und mit grausamer Gewalt ergriff ihn das Bewußtsein des erlittenen Verlustes.

Er winkte Joseph hinweg, er wollte ungestört bei seiner Toten bleiben. Am Fußende des Sarges stehend, suchte er in dem fremden, veränderten Antlitz der Großmutter das lang bekannte, teure und — fand es nicht. Das einzige ideale Gut, das er besessen hatte, die Zuneigung dieser alten Frau, war für immer dahin und er, als ein bejahrter Mann — allein. Mit jähem Schreck fiel es ihn an: Zwischen dieser Greisin und dir liegt eine Generation. Du solltest jetzt hingehen können und an der Brust deines Weibes um sie weinen, und dir Trost schöpfen aus dem Anblick deiner Kinder.

Der rastlos Strebende, der nie zurück-, der nur vorwärts geschaut hatte, nach Zielen, die mit seinen Erfolgen wuchsen, hielt einmal still in seinem Laufe, wandte sich und durchmaß im Geiste seinen ganzen Lebensweg. Viel erreicht! durfte er sich gestehen, doch niemals das geringste ohne einen Gedanken an dich — Großmutter. So freudig ihr Dasein ihn erfüllt und beglückt hatte, so schmerzlich klaffte jetzt der Riß, den ihr Scheiden verursachte.

Sie hätte ihn nicht verlassen sollen, sie, deren Nähe

ihn über das Schwinden der Zeit — eines Begriffes, der dem hohen Alter verloren geht, — getäuscht hatte.

„Weiche ab von dem Brauche unsres Volkes," hatte die Greisin oft gesprochen. „Heirate nicht zu früh, setze nicht Bettler in die Welt. Du kannst warten, mein Kind, du bist jung."

Immer hatte er zu dieser Ermahnung geschwiegen; heute antwortete er ihr, die ihn nicht mehr hören konnte:

„Ich war dir so lange zu jung zum Freien, bis ich mir zu alt dazu geworden bin."

Alsbald jedoch empfand er den Widerspruch, den er ihr ins Grab nachgerufen, als einen Frevel. Er trat zu ihr, beugte sich über sie, und, was nie geschehen war, so lange sie gelebt hatte, er küßte ihre Hand, küßte ihre Stirn und den für ewig verstummten Mund, den einzigen auf Erden, von dem er sich „mein Kind" hatte nennen gehört.

---

## II.

Joseph beteiligte sich als Freiwilliger an den Erntearbeiten, und eines Nachmittags sah ihn Rosenzweig, der gleichgültig, als ob die Sache ihn nichts anginge, vorbeischritt, hoch oben stehen auf einem beinahe völlig beladenen Leiterwagen. Behend und kräftig schichtete er die Garben, und dem Doktor fiel es auf, daß der Bursche in der drollig weiten Jacke, die seinem Wohltäter als Rock gedient hatte, und in den viel zu kurzen Hosen doch ein bildschönes Menschenkind sei. Groß, schlank und stark, weiß und rot im Gesicht, den wohlgeformten Kopf umwallt von leicht gelocktem blonden Haar, sein ganzes

Wesen Freudigkeit atmend an der Arbeit, an der Mühe, nahm er sich auf seiner stolzen Höhe ganz merkwürdig gut aus.

Unter den auf dem Felde beschäftigten Weibern und Mädchen befand sich auch die Tochter des Pächters, dem Rosenzweig die Gründe des Pan Theophil von Kamatzki anvertraut hatte. Ein hübsches, lebhaftes Ding, die echte Mazurentochter. Rosenzweig bemerkte, daß die braunen, funkelnden Augen des Mädchens und die blauen des Burschen einander gar oft begegneten, und wenn sich dann die braunen verlegen senkten, wurden sie von den blauen hartnäckig verfolgt, so hartnäckig, so kühn, daß sie sich endlich wieder erheben mußten, mit oder ohne ihren Willen.

Die Geringschätzung, die Rosenzweig für Joseph hegte, erhielt durch diesen kleinen Vorgang neue Nahrung. Ein Mensch, zu ewiger Dienstbarkeit verurteilt durch die elende Beschaffenheit seines Kopfes, befaßt sich damit, den eines Mädchens zu verdrehen? Und in welchem Alter? In dem eines Knaben, in den Jahren, in denen der Sohn des Doktors stände, wenn der Doktor zur rechten Zeit geheiratet hätte. Was er in heroischer Selbstverleugnung so lange zu erringen säumte, bis er die Hoffnung, es zu erringen, versäumte, das Glück der Liebe, danach haschte in gedankenlosem Leichtsinn ein von fremden Gnaden lebender, unreifer Habenichts!

Am Abend berief ihn Rosenzweig auf sein Zimmer. Das war ein so kahles und ungemütliches Gelaß, daß jeden, der es betrat, fröstelte — sogar in den Hundstagen. Die Einrichtung bestand aus einigen an die Wände gereihten Sesseln, einem riesigen, mit weißer Ölfarbe angestrichenen Schreibtisch und einem gleichfalls

weiß angestrichenen, langen und niederen Büchergestell, das, einer Gewölbbudel ähnlich, das Gemach in zwei Teile schied. In dem kleineren, zunächst den Fenstern, hielt sich der Doktor auf, in dem größeren, nächst der Tür, hatten die Patienten, die ihn besuchten, zu warten, bis er zu ihnen trat durch einen schmalen Raum, der zwischen der Wand und dem Büchergestell frei geblieben war. Auf dessen oberstem Brette lagen oder standen allerlei Dinge, mit deren gruselnder Betrachtung die Leute sich die Zeit des Wartens vertrieben. Sonderbare Instrumente, Messer und Zangen und fest verschlossene Gläser, gefüllt mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, in der der galizische Instinkt sofort Weingeist witterte. Nur war leider das gute Getränk verdorben durch höchst unappetitliche Gebilde, die darin schwammen.

Über all diese Sachen hinweg rief Rosenzweig jetzt dem eintretenden Joseph zu:

„Sag einmal, was hast du mit der kleinen Lubienka des Pächters?“

Wie gewöhnlich, wenn sein Wohltäter ihn scharf anredete, wurde der Bursche feuerrot, fand auch nicht gleich eine Antwort. Erst nachdem Rosenzweig seine Frage wiederholt hatte, nahm Joseph sich zusammen und entgegnete halblaut, aber bestimmt:

„Ich hab sie lieb.“

„Und — sie?“

„— Sie hat mich auch lieb.“

Der Doktor lachte bitter und höhnisch:

„Das bildest du dir ein?“

„Das weiß ich, gnädiger Herr —“

„Wohin soll dieses Liebhaben führen?“

Nun meinte Joseph, der Doktor habe ihn zum

besten, wolle ihn nur ein wenig aufziehen und erwiderte ganz munter:

„Zu einer Heirat, Herr.“

„Einer Heirat! Du denkst ans Heiraten?“

„Ja, Herr! und Lubienka denkt auch daran.“

„Sie auch! . . . Was sagt denn ihr Vater dazu?“

„Dem ist es recht, Panie Kochanku!“ *) rief Joseph mit einem Ausbruch überwallender Empfindung und machte Miene, auf dem jedem andern als dem Doktor verbotenen Weg in das Bereich seines Wohltäters zu stürzen . . .

Der aber erhob sich gebieterisch von seinem Stuhle und bannte den Jüngling mit einem strengen:

„Bleib, wo du bist!“ an seinen Platz.

In grausamen Worten hielt er ihm seine Armut und seine Aussichtslosigkeit vor. Ihn empörte der Gedanke, daß dieser Mensch vielleicht auf ihn gerechnet habe, respektive auf seinen Geldbeutel, und er faßte den Entschluß, dem interessierten Schlingel nach beendeter Erntearbeit die Tür zu weisen. Vorläufig wies er ihn aus dem Zimmer und legte sich mit dem Vorsatz zu Bett, den Pächter am folgenden Tage ernstlich zu ermahnen, der Löffelei zwischen seiner Tochter und Joseph ein Ende zu machen.

Gerade an diesem Tage jedoch ereignete sich etwas, das ihn von jedem unwesentlichen und nebensächlichen Gegenstand ein- für allemal abzog.

Er wurde am frühen Morgen zu dem plötzlich erkrankten Sohn einer benachbarten Gutsfrau berufen, konnte die besorgte Mutter über den Zustand des Pa-

*) Lieber Herr.

tienten beruhigen und wäre am liebsten sogleich wieder nach Hause gefahren. Das gestattete jedoch die landesübliche Gastfreundschaft nicht. Gern oder ungern hieß es an einem reichlichen Frühstück teilnehmen, das im Salon aufgetragen war. Dort hatte sich eine große Anzahl Schloßgäste versammelt, eine Gesellschaft, dem Doktor wohlbekannt und so widerwärtig, als ob sie aus lauter Kurpfuschern bestanden hätte. Anhänger und Anhängerinnen „König" Adam Czartoryskis, Konspiranten gegen die bestehende gute Ordnung, Schwärmer für die Wiedereinführung der alten polnischen Wirtschaft. Die Frau des Hauses, noch jung, schön, enthusiastisch, seit dem Tode ihres Mannes unumschränkte Herrin der großen Güter, die sie ihm zugebracht hatte, war die Seele der ganzen Partei und ihre mächtige Stütze. Sie unterhielt eine lebhafte Korrespondenz mit der Nationalregierung in Paris, empfing und beherbergte deren Emissäre und verwendete jährlich große Summen für Revolutionszwecke.

Dieses fanatische Treiben mißfiel dem Doktor und entstellte ihm das Bild der in jeder andern Hinsicht, als gute Mutter, als kluge Verwalterin ihres Vermögens und als humane Herrin ihrer Untertanen verehrungswürdigen Frau.

Mit verdrießlicher Miene nahm er am Teetische Platz, aß und trank und sprach kein Wort, indes Herren und Damen eifrig politisierten. Ihm war, als sei er von Kindern umgeben, die, statt Soldaten zu spielen, zur Abwechselung einmal Verschwörer spielten.

Da legte eine weiße Hand sich plötzlich auf die Lehne seines Sessels.

„Warum so verstimmt, angesichts des schönsten

Wunders, mein lieber Doktor?“ sprach Gräfin Aniela W. zu ihrem Lebensretter.

Rosenzweig erhob und verneigte sich:

„Welches Wunder meinen Euer Hochgeboren?“

„Das der Wiedererweckung des polnischen Reiches!“ versetzte die reizende Frau, und aus ihren Taubenaugen schoß ein Adlerblick, und ihre zierliche Gestalt richtete sich heroisch auf.

Der Doktor verbiß ein Lächeln, und sogleich riefen mehrere Patriotinnen in schmerzlicher Enttäuschung:

„Sie zweifeln? O Doktor, — ist das möglich? Ein so gescheiter Mann!“

„Ich zweifle nicht, meine Damen! Wer sagt, daß ich zweifle?“

„Ihr Lächeln sagt es, das ganz unmotiviert ist, da wir Ernst machen,“ sprach die Gräfin und kreuzte die Arme wie Napoleon.

„Der Augenblick, das fremde Joch abzuschütteln, ist gekommen . . . Sie dürfen es erfahren, weil Sie ein guter Pole und unser Vertrauter sind! Das Zeichen zum Ausbruch der Revolution wird in Lemberg auf dem ersten Balle des Erzherzogs gegeben werden!“

Allgemeines Schweigen folgte dieser freimütigen Erklärung. Die Verschworenen waren betroffen über die Eigenmächtigkeit, mit der Aniela über das gemeinsame Eigentum — den Plan der Partei — verfügte.

Doch war sie viel zu liebenswürdig und sah auch viel zu reizend aus, als daß man ihr hätte zürnen können. Sie trug ein Pariser Häubchen mit einer Kaskade aus gesinnungstüchtigen rot und weißen Bändern. Den köstlichen Stoff des Morgenkleides hatte ihr Gemahl von seiner letzten Missionsreise nach Rußland, aus

Nishnij-Nowgorod mitgebracht, — unter welchen Gefahren!

Ach, es war eine ganze Geschichte . . . Heute wurde sie aber nicht erzählt, am wenigsten in diesem Augenblick, in dem es vor allem galt, den üblen Eindruck zu verwischen, den die Politikerin auf ihre Umgebung hervorgebracht hatte.

„Ihr Kleingläubigen!“ rief sie, „zweifelt ihr an der Treue und Zuverlässigkeit eines Mannes, der dem Vaterlande mein Leben erhalten hat?“

Einige junge Herren beeilten sich zu protestieren, und ein alter Schlachzig mit langem, herabhängendem Schnurrbart erhob sein Madeiragläschen, leerte es auf einen Zug und sprach:

„Vivat, Doktor Rosenzweig!“

Die Frau vom Hause wiederholte:

„Vivat, Doktor Rosenzweig, dem so viele von uns ihre eigene Gesundheit und die ihrer Kinder verdanken!“

Sie stürzte nach diesem Toast den Rest ihrer sechsten Tasse Tee hinunter, und statt sich erkenntlich zu zeigen, brummte der Arzt:

„Wie oft habe ich Euer Hochgeboren ersucht, nicht so viel Tee zu trinken. Sie ruinieren Ihre Nerven.“

Die schöne Festgeberin lächelte überlegen:

„Guter Gott, meine Nerven! An die werden bald ganz andre Zumutungen gestellt werden!“

„Ich verstehe — auf jenem Revolutionsballe!“

„Ja, Doktor! Ja!“ rief Gräfin Aniela dazwischen, — „dem Ball, auf dem wir ein welthistorisches Ereignis inaugurieren!“

„Bei der Mazurka, oder bei der Française?“

„Beim Kotillon. Die Damen wählen zugleich alle

anwesenden Offiziere. Die Offiziere legen zum Tanz ihre Säbel ab. Die Säbel werden fortgeschafft. Kaum ist das geschehen, so werfen sich die Polen auf die waffenlosen Feinde und machen sie nieder!"

„Vivat!" rief der Schlachziz, „alle nieder, ohne Pardon!"

Einige Damen widersprachen und schlugen vor, den Offizieren Pardon zu geben, die ihn verlangen würden. Sie zogen jedoch ihren Antrag zurück, als sie bemerkten, daß er Zweifel an der Echtheit ihres Patriotismus erregte.

„Meine Herrschaften," sagte Rosenzweig, „dieser Plan ist wundersam ausgedacht, aber ausführen werden Sie ihn nicht."

„Warum?" rief's von allen Seiten, „was soll uns hindern?"

„Ihre eigene Hochherzigkeit, Ihr eigener loyaler Charakter. Edle Damen und edle Herren, wie Sie, können hassen, können befehden, aber sie verraten nicht, und sie morden nicht."

„Monsieur!" entgegnete ein neunzehnjähriges Bürschlein, das eben aus einer Pariser Erziehungsanstalt heimgekehrt war, „Ihr Argument würde im Kriege gelten, aber es gilt nicht in einer Konspiration."

„Ganz richtig — weil ja . . ." Dem alten Schlachziz war plötzlich eingefallen, daß er jetzt eine Rede halten sollte; er sprang auf, schlug die Fersen aneinander und rief nach langer Überlegung:

„Vivat, Polonia! Vivat, König Adam!"

Nun erhob sich in der Ecke des Zimmers eine zitternde, klanglose Stimme. Wie aus der Tiefe eines Berges kam sie hervor, einem Berge von Seiden- und

Schalstoffen, von Spitzen, Rüschen und Bändern. Die Stimme gehörte der Staroſtin Sulpicia, Großtante der Hausfrau, bei der die hochbejahrte Dame ein ſehr reich mit Butter beſtrichenes Gnadenbrot genoß.

„Olga, Duſchenka moja,“*) ſprach ſie, „denke vor allem an dein ewiges Heil!“

Mit Schrecken hatte die Schloßdame das leiſe Sinken des Enthuſiasmus ihrer Gäſte wahrgenommen, indeſſen ſie ſelbſt nach der ſiebenten Taſſe Tee auf dem Gipfel der Begeiſterung angelangt war. Die Greiſin goß mit ihrer Ermahnung Öl ins Feuer. Es ſchlug auch ſogleich lichterloh empor in dem lauen, feierlichen Ausrufe:

„Alles für Polen! Mein zeitliches und mein ewiges Heil!“

Gräfin Aniela warf ſich, ganz entzückt von dieſer Größe, ihrer Freundin in die Arme, die Herren küßten die Hände der Patriotinnen. Einer von ihnen erbat ſich die Ehre, aus dem Schuh der Hausfrau trinken zu dürfen. Sie geſtattete es aber nicht, aus Rückſicht für den erhabenen Ernſt dieſer Stunde, und der Abgewieſene ſetzte ſich ans Klavier und intonierte ein melancholiſches Nationallied.

Alle ſchwiegen, alle horchten gerührt, in manches Auge traten Tränen.

Die unwiderſtehliche Macht dieſes Geſanges ergriff ſogar einen, der bisher unbeweglich in einer Fenſterecke geſtanden und am Geſpräch nicht teilgenommen hatte.

Roſenzweig kannte ihn nicht und war in angeſtammtem Mißtrauen geneigt geweſen, ihn, ſeiner auf-

*) Mein Seelchen.

fallenden Bläſſe wegen, für einen der verſchämten Patienten zu halten, die ſich berühmten Ärzten ſo gern auf neutralem Gebiet in den Weg ſtellen, um im Vorübergehen eine Konſultation abzuhalten, für die ſie ſpäter das Honorar ſchuldig bleiben.

Indeſſen hatte Roſenzweig ſich geirrt. Der Fremde machte keinen Verſuch, in ſeine Nähe zu gelangen, während er ſelbſt nicht mehr vermochte, ſeine Aufmerkſamkeit von ihm abzulenken.

Er war ein mittelgroßer, ſchlanker Mann mit blondem, dünnen Bart, mit blauen, offenbar ſehr kurzſichtigen Augen. Der Eindruck eines ungemein regen Geiſteslebens, den ſeine Züge hervorbrachten, wurde durch die Bläſſe erhöht, die den Doktor anfangs verleitet hatte, ihn für einen Kranken zu halten. Doch auch von dieſer Meinung war er bald abgekommen. Krankheit vergeiſtigt nicht, wie die Poeten oft behaupten, ſie zeichnet vielmehr die Kinder des Staubes mit deutlichen Merkmalen ihrer Abkunft.

In dem Weſen dieſes Mannes aber gab ſich kein Zeichen von körperlicher Mühſal kund. Die Leidensſpuren auf ſeiner marmorgleichen Stirn waren durch raſtlos arbeitende Gedanken ausgeprägt worden, und der Schmerzenszug um den jungen Mund durch frühe, ſchwere Seelenkämpfe. Die Geringſchätzung, mit der das Treiben der Geſellſchaft ihn zu erfüllen ſchien, wurde allmählich beſiegt. Die Klänge des ſchönen Volksliedes ergriffen und bewegten auch ihn. Eine Empfindung verband ihn mit ſeinen Brüdern: Sehnſucht, leidenſchaftlich heiße Sehnſucht nach dem verlorenen Vaterland.

An dieſem Leidensborn hat kein Volk ſich ſo überſatt getrunken, wie das, aus deſſen Herzen ſolch ein

Lied geströmt. Es singt von dem verirrten Sohne, der heimkehrt zum Elternhaus, voll Reue und glühender Liebe. Zagend steht er an der verschlossenen Tür und hört die Stimme seines Vaters, die nach ihm ruft, und hört das Weinen seiner Mutter . . . Vater! Mutter! stöhnt er. Sie antworten: Komm! Erlöse uns, wir liegen in Banden . . . Er rüttelt an der eisernen Pforte, zerpocht sich die Hände, zerschlägt sich die Stirn, schon fließt sein Blut. Vergeblich. Nie wird diese Pforte weichen, nie vermag er sie aus den Angeln zu heben. — Er wird auf der Schwelle verschmachten.

Der Gesang war verstummt, und die Stille, die ihm folgte, wurde erst nach einer Weile durch die Wirtin unterbrochen, die sich erhob, auf den Fremden zuschritt und leise mit ihm zu parlamentieren begann.

Die stattliche Dame machte sich förmlich klein vor ihrem Gast, jede ihrer Mienen bezeugte Ehrfurcht, jede ihrer Gebärden war Huldigung.

Sie faltete die Hände und flehte:

„Sprechen Sie, o sprechen Sie zu der Versammlung!“

Die Aufforderung der Hausfrau fand lebhafte Unterstützung.

„Ach ja, sprechen Sie!“ riefen viele Stimmen durcheinander. — „Es würde uns beseligen.“ — „Wir wagten nur noch nicht, Sie darum zu bitten.“ — „Aus Bescheidenheit.“

Alle kamen heran, sehr freundlich, mit auserlesener Höflichkeit — keiner ohne eine gewisse Scheu. Sogar die siegessichere Gräfin Aniela war befangen, und ihre anmutigen Lippen zitterten ein wenig, als sie sprach:

„Geben Sie uns eine Probe Ihrer wunderbaren

Beredsamkeit, von der wir schon so viel gehört haben Man sagt, daß Sie steinerne Herzen zu rühren und moralisch Tote zu den größten Taten zu wecken vermögen!"

Der Fremde lachte, und dieses Lachen war hell und frisch, wie das eines Kindes. Unwillkürlich mußte Rosenzweig denken: Du hast eine unschuldige Seele.

„Wie heißt der Mann?" fragte er die Hausfrau.

Sie errötete und gab mit nicht sehr glücklich gespielter Unbefangenheit zur Antwort:

„Es ist mein Cousin Roswadowski aus dem Königreich."

Niemals hatte der Doktor von einem berühmten Redner Roswadowski auch nur das geringste gehört; aber was lag daran? In Zeiten nationaler Erhebung pflegen ja von heut auf morgen nationale Größen aus dem Boden zu wachsen.

Roswadowski erwiderte den Blick, den der Arzt auf ihm ruhen ließ, mit einem ebenso forschend gespannten, und sich leicht gegen ihn verneigend, sagte er:

„Bitten Sie doch Herrn Doktor Rosenzweig zu sprechen. Er möge Ihnen sagen, was er von der Revolution erwartet."

„Das wissen wir im voraus," entgegnete Aniela, „wie jeder gute Pole, die Wiederherstellung des Reiches, das allgemeine Wohl!"

„Olga, Duschenka moja," ließ wieder die Großtante sich vernehmen, „sage deiner Freundin, daß keiner ein guter Pole ist, der nicht ein guter Katholik ist."

Ohne auf die Unterbrechung zu achten, fuhr Roswadowski fort:

„Das allgemeine Wohl soll jedes Besondere in sich

begreifen, also auch das dieses Mannes und seiner Glaubensgenossen. Warum höre ich keinen von euch, die ihr seines Lobes voll seid, davon sprechen, daß ihr die Schuld abzutragen gedenkt, in der wir alle ihm gegenüber stehen und seinem Volke?"

„Ce cher Édouard!" rief Graf W. und fügte, sich in den Hüften wiegend, mit süßlichem Lächeln, nur vernehmbar für seine Frau und für den neben ihr stehenden Rosenzweig hinzu: „Er wird immer verrückter."

Auch die Schloßdame war unzufrieden mit dem unerwarteten Ausfall ihres Cousins und erklärte sehr scharf, „in einer Schuld der Dankbarkeit und Verehrung fühle sie wenigstens sich dem vortrefflichen Doktor gegenüber nicht."

„Und was die Gleichberechtigung aller Konfessionen im Königreiche Polen betrifft," sagte Aniela, „so ist sie bereits im Prinzip festgestellt. Mit den Modalitäten wird man sich beschäftigen. Bis jetzt hatte man aber noch nicht Zeit, auf Details einzugehen."

„Ich falle Ihnen zu Füßen!" sprach Rosenzweig. „Um die Sache der Juden ist mir nicht mehr bang."

„Ihre Verheißung macht ihn lachen, so groß ist sein Vertrauen —," nahm Roswadowski wieder das Wort. „Er, dessen ganzes Leben nur eine Übung im Dienste der Pflicht gegen uns ist, erwartet von uns — nichts."

„Herr, wenn ich meine Pflicht nicht täte, käm ich um mein Amt," fiel der Doktor ein, im Tone eines Menschen, der einer unangenehmen Erörterung ein Ende machen will.

Sein unberufener Parteigänger jedoch entgegnete:

„Wenn ich von Pflicht sprach, so hatte ich eine höhere im Auge, als die, die Ihr Amt Ihnen auferlegt.

Von Amts wegen sind Sie ein tüchtiger Kreisphysikus, zum Samariter macht Sie Ihr eigenes Herz."

„Samariter! . . . Ich?"

„Jawohl, Sie! Der des Evangeliums pflegte des Sterbenden an der Heerstraße und übergab ihn dann fremder Hut. Sie haben den Sterbenden, den Sie auf Ihrem Wege fanden, in Ihr Haus aufgenommen, das dem verwaisten Christenknaben ein Vaterhaus geworden ist."

Der Doktor deprezierte:

„— Wie man's nimmt," und dachte im stillen ganz grimmig: „Du bist gut unterrichtet, Lobhudler! Mein Haus ein Vaterhaus für einen solchen Chamer!"

Und in dem Augenblick beantwortete sich ihm eine Frage, die er oft erwogen hatte, die Frage: ob man wohl zwei Gedanken auf einmal haben könne, denn wahrhaftig, er hatte zugleich auch den: ich will dem Chamer, bevor ich ihn wegschicke, doch einen neuen Anzug machen lassen.

„So hat ein Jude getan," wandte der Redner sich an die Gesellschaft, „aus freiem Willen für einen Andersgläubigen, und was haben wir Andersgläubigen jemals aus freiem Willen für einen seines Volkes getan? Leset eure Geschichte und fragt euch selbst, ob ein Jude die Tage herbeiwünschen kann, in denen in Polen wieder Polen herrschen?"

Olga und Aniela erhoben Einwendungen; was die Herren betraf, so waren die meisten von ihnen dem Grafen W. in das Nebenzimmer gefolgt und hatten dort an Spieltischen Platz genommen. Nur der ehrwürdige Schlachziz und der Ankömmling aus Paris hielten ritterlich bei den Damen aus, und der erste versicherte, er

habe sich in seiner Jugend auch mit der Geschichte seines Landes beschäftigt, darin jedoch niemals andre, als glorreiche Dinge gelesen.

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, ein Diener stürzte herein und meldete:

„Der Herr Kreishauptmann. Er wird gleich in den Hof fahren."

Die mutigen Damen stießen einen Schrei des Entsetzens aus:

„Um Gottes willen, der Kreishauptmann!"

Voll Todesangst ergriff die Hausfrau die Hand ihres Vetters: „Fort! fort! verbergen Sie sich!"

„Ich denke nicht daran," erwiderte er ganz ruhig, „ich bleibe, ich freue mich sehr, die Bekanntschaft eines liebenswürdigen Mannes zu machen."

„Sie bleiben nicht! Sie gehen — weil Ihre Gegenwart uns kompromittiert," rief Graf W., der mit bestürzter Miene in den Salon zurückgekehrt war.

Ein Wortwechsel entspann sich . . .

„Doktor! ich beschwöre Sie, eilen Sie dem Kreishauptmann entgegen, suchen Sie ihn so lang als möglich auf der Treppe aufzuhalten," flehte die Herrin des Schlosses und drängte Rosenzweig zur Tür.

„Ich werde tun, was ich kann; ich empfehle mich, meine Herrschaften!" antwortete er und verließ den Salon, im Grund der Seele höchlich ergötzt über das Ende, das die Versammlung der Verschwörer genommen hatte.

Vom Gange aus sah er den Kreishauptmann soeben in das Haus treten. Ein behäbiger, feiner, mit äußerster Sorgfalt gekleideter Herr. Der Deckel seines Zylinders glänzte in der Vogelperspektive, in der er sich zuerst dem

Doktor zeigte, wie die Mondesscheibe. Nicht minder glänzte der Lackstiefel an dem kleinen Fuße, den der Beamte auf die erste Stufe der niederen Treppe setzte, als Rosenzweig bei ihm anlangte.

„Ich habe die Ehre, Euer Hochwohlgeboren zu begrüßen!“ sprach der Doktor, seinen Hut feierlich schwenkend.

„Wie, mein lieber Doktor? Sind Sie es wirklich? Was?“ sprach der Beamte mit dem gnädigsten Lächeln, „auch Sie im Neste der Verschwörer?“

„— Herausgefallen, als ein noch nicht flügges Vöglein! — Wie befinden sich Euer Gnaden?“

„Gut. Dank Ihren Ordonnanzen.“

„Und der Pünktlichkeit, mit der Euer Gnaden ihnen nachkommen. Sie sind ein so vortrefflicher Patient, daß Sie verdienen würden, immer krank zu sein.“

„Sehr verbunden für den christlichen Wunsch . . . Entschuldigen Sie — da habe ich mich versprochen.“ Und nun kam die Frage, die der Kreishauptmann dem Doktor auch bei der flüchtigsten Begegnung nicht erließ. „Aber, mein lieber Doktor, wann werden Sie sich denn endlich taufen lassen?“

Auf die stehende Frage erfolgte die stehende Antwort:

„Ich weiß es noch nicht genau.“

„Entschließen Sie sich! Sie sind ja ohnehin nur ein halber Jude.“

„Ich würde vermutlich auch nur ein halber Christ sein.“

„Oho! das ist etwas andres!“ entgegnete der Beamte streng. „Wir sprechen noch davon; jetzt sagen Sie mir —“ seine Miene blieb unverändert, aber seine kleinen klugen Augen blickten den Doktor durchdringend an: „Ist er oben, der Sendbote? Haben Sie ihn gesehen?“

„Welchen Sendboten?“

„Hier im Hause wird er als Herr von Roswadowski vorgestellt.“

Auf dem Gesichte Rosenzweigs malte sich ein so aufrichtiges Erstaunen, daß der Beamte ausrief:

„Sie sind nicht eingeweiht! — Nun, ich will Ihnen Ihre politische Unschuld nicht rauben ... Ganz scharmant diese Konspiranten! besonders die Damen. Übrigens haben wir uns weniger in acht vor ihnen zu nehmen, als sie sich selbst vor — andern. Es ballt sich ein Gewitter über ihren Häuptern zusammen, von dessen Aufsteigen sie keine Ahnung haben. Diese harmlosen Unzufriedenen, die sich für bedrohlich halten, sind selbst von ganz anders Unzufriedenen, in ganz anders gefährlicher Weise bedroht.“

Rosenzweig konnte eine Erklärung dieser Worte nicht mehr erbitten. Auf der Höhe der Treppe erschien soeben die Hausfrau, strahlend vor Freundlichkeit, und der Kreishauptmann schwebte ihr in zierlichen Schritten eiligst entgegen.

---

## III.

Rosenzweig ließ seinem Kutscher den Befehl erteilen, anzuspannen und ihm auf der Straße nachzufahren. Er selbst ging zu Fuße voraus und schlug bald einen schmalen Weg ein, der, die Felder quer durchschneidend, in der Nähe eines steinernen Kreuzes in die Landstraße ausmündete. Dort wollte er seinen Wagen erwarten.

Er sehnte sich danach, tüchtig auszuschreiten, frische, freie Luft zu atmen und den gesunden Erdgeruch einzuziehen, der aus den aufgerissenen Schollen emporstieg.

Nur Wunder nahm es ihn, daß er die Wonne und Wohltat, der parfümierten Salonluft und Gesellschaft entronnen zu sein, nicht so recht zu empfinden vermochte.

Ein tiefinnerliches Unbehagen erfüllte ihn, ein unbestimmtes Etwas ging ihm nach, von dem er sich keine andre Rechenschaft zu geben wußte, als daß es sehr quälend sei.

Plötzlich rief er mehrmals nacheinander laut aus: „Narr! Narr!“

Die Apostrophe galt dem, den der Kreishauptmann soeben einen Sendboten genannt und die Erinnerung an das unverdiente Lob, das dieser Mensch ihm gespendet hatte, das war's, was dem Doktor die Laune verdarb. Jedes Wort, das der „Narr“ gesprochen, jeder Zug seines durchgeistigten Apostelgesichts, der Ausdruck der schwärmerischen Ehrfurcht, mit dem seine tiefblauen Augen auf ihm geruht — alles hörte, alles sah er wieder, und eine zornige Beschämung erfüllte ihn.

Er, der trockene, auf seinen Vorteil bedachte Nathanael Rosenzweig — ein Menschenfreund und Samariter? — So einsam er da wandelte auf dem Felde, ihm schoß das Blut in die Wangen, daß sie glühten. Er gedachte all der Hände, die sich im Verlauf seines langen Lebens flehend zu ihm ausgestreckt, und sagte sich: „Nie hast du geholfen außer im Beruf. Und was wir dem zuliebe tun, tun wir uns selbst zuliebe.“ Seine Schuldigkeit hatte er in ihrem ganzen Umfang erfüllt; aber Schuldigkeit — es liegt schon im Worte — ist nur ein Tausch. Mehr als getauscht hatte er nie. Seine Kraft, sein Talent, die Früchte seines rastlos vermehrten Wissens gegen den Wohlstand, den er durch sie erwarb, und gegen die Achtung der Menschen. So

hatte er bisher gehalten und — Nathanael warf den Kopf zurück in seinen breiten Nacken — so wollte er es auch ferner halten. Möge erst jeder seinem Beispiel folgen! Möge diese, im Grunde niedere Stufe der Moral erst von der Mehrzahl erreicht sein, dann werden sie zu Worte kommen, die Idealisten, die Träumer von einem goldenen Zeitalter allgemeiner Nächstenliebe. Früher — nicht!

Jetzt hatte er sich wieder zurechtgefunden und schritt rüstig und sorglos weiter in gewohnter Seelenruhe.

Lange vor seinem Wagen, von dem trotz allen Ausblickens keine Spur zu entdecken war, erreichte er das steinerne Kreuz. An dessen Fuße kauerte eine klägliche Gestalt. Ein alter Mann, die Knie heraufgezogen bis ans Kinn, eine hohe Schafspelzmütze auf dem Kopfe, um die Schultern die Reste eines blauen Fracks, den vermutlich dereinst in Tagen schlummernden Nationalgefühls der verewigte Gutsherr getragen. Die mageren Beine des Greises wurden von einer ausgefransten Leinwandhose umschlottert und befanden sich, wie sein ganzer kleiner Körper, in einer unaufhörlich zitternden Bewegung.

Als der Doktor sich ihm näherte und ihn ansprach, erhob er langsam, mühsam das juchtenfarbige, faltige Gesicht und blickte aus halberloschenen, rot umränderten Augen mit dem demütigen Leidensausdrucke eines alten Jagdhundes zu ihm empor.

„Was tust du hier?“ fragte Rosenzweig.

„Ich warte, mein gnädiger Herr, ich bete und warte,“ antwortete der Angeredete und streckte seine knöcherne Rechte aus, an deren Fingern ein vielgebrauchter Rosenkranz hing, „ich warte immer auf einen Brief von unserm lieben Herrgott.“

„Was soll denn unser lieber Herrgott dir schreiben?“

„Daß ich zu ihm kommen darf, ’s ist ja hohe, hohe Zeit.“

„Wie alt bist du?“

„Siebzig, nicht mehr. Aber wie ich aussehe und wenn Euer Gnaden wüßten, wie mir ist. Da —“ er klopfte auf seine eingefallene, pfeifende Brust — „kein Atem. Jeden Tag meine ich, ich sterbe auf dem Wege, ich erreiche das Kreuz nicht mehr.“

„Warum bleibst du nicht zu Hause?“

Der Alte öffnete die Arme mit einer unbeschreiblich hilflosen Gebärde: „Sie jagen mich ja hinaus, die Tochter, der Schwiegersohn, die Kinder. Nun ja — sie haben selbst keinen Platz in der kleinen Schaluppe.“

„Wem gehört die Schaluppe?“

„Der Tochter. Ja, der Tochter. Ich habe sie ihr zur Aussteuer geschenkt.“

„Ein Schürzenvermögen also!“ spöttelte der Doktor. „Und jetzt jagt sie dich aus dem Haus, das du ihr geschenkt hast?“

„Mein Gott, was soll sie tun? Der Schwiegersohn prügelt sie ohnehin, weil ich so lang lebe. Der Schwiegersohn sagt zu den Kindern: ‚Kinder, betet, daß der Großvater bald stirbt.‘ — Ja!“

„Du hast da einen saubern Schwiegersohn.“

„Mein Gott, Herr, die Leute sind schon so. Solche Herren, wie du, wissen nicht, wie die Leute sind. Es gibt noch viel, viel ärgere im Dorf. Besonders jetzt in dieser Zeit.“ Er senkte die keuchende Stimme. „Weh allen Panowies und Panies, die das nächste Jahr erleben!“

„Warum denn? Was meinst du damit?“

„O, die armen Herrschaften! Die Armen, Armen!“ wimmerte der Greis und begann bitterlich zu weinen. „Alles wird man ihnen wegnehmen, und erschlagen wird man sie auch.“

Der Doktor fuhr auf: „Du bist nicht bei Trost!“

Nun begann der andre die Hände zu ringen:

„Auch du antwortest mir so? Das ist ein Unglück! Ach, das ist ein Unglück! . . . So hat der Herr Pfarrer mir geantwortet, wie ich in der Beichte ausgesagt habe, was ich weiß, so hat der Herr Mandatar mir geantwortet, und der Herr Verwalter hat gar gedroht, mich auf die Bank legen zu lassen, wenn ich solche Sachen rede . . .“ Er richtete seinen unsicher suchenden Blick auf den Doktor: „Bist auch du mit ihnen einverstanden?“

„Einverstanden — ich? mit wem? . . . Sag alles!“ befahl Rosenzweig. „Was wird ums neue Jahr geschehen?“

„Männer von jenseits des Meeres werden kommen und werden alle adeligen Besitzungen unter die Bauern verteilen.“

— Auch die des Pan Teophil Kamatzki. — Wartet, Kanaillen! dachte der Doktor und sprach: „Was wird denn die Regierung dazu sagen?“

„Die Regierung? Ach! Jesus! Von der Regierung aus ist im vorigen Frühjahr schon alles Land vermessen worden, damit die fremden Männer wissen, wie geteilt werden soll.“

Rosenzweig brach in ein schallendes Gelächter aus:

„O! dieses Volk! . . . Seit fünfzig Jahren verkehre ich mit diesem Volk, aber die Wege seiner Dummheit habe ich noch nicht erforscht . . . Alter! die Vermessungen

hat der Kaiser vornehmen lassen, weil er wissen will, wie groß sein Galizien ist, und wie viel Steuern es ihm zahlen kann."

Ungläubig wackelte der Greis mit dem Kopfe:

„Das wissen wir besser, verzeih. Der Kaiser nimmt den Herren, die gegen ihn sind, das Land und schenkt es den Bauern, die für ihn sind. Dann wird es gut sein, glauben die meisten . . . Ich glaube, daß es schlecht sein wird. Jeden Tag wird Sonntag sein, und was tun die Bauern am Sonntag, als raufen und sich betrinken? . . . O, mein gnädiger Herr, könnt man's doch verhüten!"

„Sei du ganz ruhig, das wird gewiß verhütet werden," entgegnete Rosenzweig und lachte wieder.

Da wurde der Alte plötzlich aufgebracht:

„Wenn du gestern abend im Wirtshaus gewesen wärest und den Kommissär hättest predigen gehört, du würdest nicht lachen."

„Den Kommissär? Den Emissär, willst du wohl sagen! Ein Emissär, wie sie jetzt zu Dutzenden herumziehen."

„Nein, nein, kein solcher. Einer, der einmal ein Herr war und jetzt sagt, daß es keine Herren mehr geben soll. Er weiß so gut, was für Zeiten kommen werden, daß er lieber gleich von selbst ein Bauer geworden ist und hat alles verschenkt."

Diese Worte erweckten Nathanaels ganze Aufmerksamkeit und erhoben es ihm zur Überzeugung, daß der Alte von dem selben Manne sprach, den der Kreishauptmann den Sendboten genannt, und vor dem er selbst eben erst Aug in Auge gestanden hatte.

Derselbe! er war es — er gewiß, der Rätselhafte,

dessen Lebensgeschichte die Vernünftigen einander mit Hohn und Spott erzählten, die Furchtsamen mit Haß, die Phantasten mit Begeisterung, es war — Eduard Dembowski.

Oft hatte er sagen gehört, daß von diesem Menschen ein Zauber ausgehe, dem sich niemand zu entziehen vermöge, und dieser geheimnisvollen Einwirkung den größten Unglauben entgegengebracht, und nun gestand er sich, daß er doch etwas ihr Ähnliches erfahre.

Ja! der bleiche Schwärmer schritt wie ein Gespenst neben ihm her. Ja! sein Bild verfolgte ihn mit unleidlicher Hartnäckigkeit. Vergeblich suchte er seine Gedanken von ihm abzulenken, immer wieder tauchte es auf und trotzte dem Willen, es zu verscheuchen.

Das Gefährt des Doktors stand schon seit geraumer Weile auf der Straße. Eine bequeme Britzschka, bespannt mit einem Paar kugelrunder Falbenstuten, in zierlichen Krakauergeschirren, mit glockenbehangenen Kummeten. Der Kutscher war ein schlanker Bursche im saubern, einfach verschnürten Leibrock, und das ganze bildete eine hübsche Equipage, um die so mancher Edelmann den Doktor beneidete.

Dieser klopfte den Falben die starken Hälse und legte ihnen die Zöpflein der schwarzen, eingeflochtenen Mähnen zurecht. Schon war er im Begriff, in den Wagen zu steigen, da wandte er sich zu dem Alten am Fuße des Kreuzes zurück:

„Du! wie heißt du?“

„Semen Plachta, Herr.“

„Hör an, Semen! Krieche heim und sage deinem Schwiegersohn, daß Doktor Rosenzweig morgen kommen wird, dich zu besuchen. Er soll dich zu Hause lassen.

Verstehst du mich? Wenn ich komme und dich nicht zu Hause finde, werde ich dafür sorgen, daß dein Schwiegersohn noch vor der allgemeinen Verteilung als erste Abschlagzahlung auf das Künftige eine Tracht Prügel erhalte." Rosenzweig hatte seine Brieftasche gezogen und ihr eine Fünfguldenbanknote entnommen. Sein Gesicht wurde sehr ernst, während er sie betrachtete. Ein kurzes Zögern noch — dann reichte er sie dem Greise hin.

„Das aber gehört dir. Ich will morgen hören, ob das Geld für dich verwendet worden ist."

Semen streckte die Hand nach dem fabelhaften Reichtum aus; — zu sprechen, zu danken vermochte er nicht. Auch der Kutscher auf dem Bocke blieb starr, riß die Augen auf, ließ vor Erstaunen beinah die Zügel fallen. Was sollte das heißen, um Gottes willen? Sein Herr verschenkte fünf Gulden an einen Straßenbettler?!

„Herr," sagte er, als der Doktor in den Wagen stieg, „du hast ihm fünf Gulden gegeben. Hast du dich nicht geirrt?"

„Schweig und fahr zu!" befahl Rosenzweig, und die Peitsche knallte, und die Falben griffen aus.

Bald kam auf der weiten Ebene das Doktorhaus in Sicht. Es stand jetzt nicht mehr so allein da wie ein Grenzstein; sehr nette Stallungen und Schuppen erhoben sich hufeisenförmig im Hintergrunde, und eine wohlgepflegte Baumschule füllte den Raum zwischen den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden.

Die letzteren waren wirklich nach einem Plane des Chamers, dem der Architekt seine Sanktion gegeben hatte, ausgeführt worden und gut ausgefallen, das mußte man gelten lassen.

Ob Rosenzweig zu seinem Daheim zurückkehrte aus dem Gehöft eines Schlachziz, aus dem Hause eines Grundherrn oder aus dem Schlosse eines Magnaten — sein geliebtes Besitztum begrüßte er stets mit der gleichen Freude. „Den andern das ihre, das meine mir!“ — Aufrichtig gesagt, getauscht hätte er, wenn auch noch so gewinnreich, mit keinem. Er hatte ja nie ein lebendes Wesen (seine Großmutter ausgenommen) so geliebt, wie er sein kleines Gut liebte. Und wie es da so schmuck vor ihm lag, das langsam und mühsam Erworbene, die Verkörperung seiner Kraft und Tüchtigkeit, ein so wahrhaft zu Recht bestehendes Eigentum, wie es wenige gab, da ballten sich seine Fäuste, und er vollzog einen imaginären Totschlag an dem imaginären ersten, der es wagen würde, ihm seinen Besitz anzutasten.

Am Abend noch besuchte er den Kreishauptmann und berichtete ihm Wort für Wort sein Gespräch mit Semen Plachta.

Der Beamte ließ sich in eine ausführliche Erörterung der kommunistischen Umtriebe im Lande ein, der eigentlichen Absichten ihres Urhebers jedoch, das Wesen des seltsamen Mannes überhaupt, wußte er nicht zu erklären, so genaue Kenntnis er auch von dessen ganzem Lebenslaufe besaß.

Der Sendbote, der das Land rastlos durchpilgerte und in den Palästen und den Hütten das Evangelium der Gleichberechtigung aller Menschen und der Gleichteilung allen Grund und Bodens verkündete, gehörte, als Sohn des Senatorkastellans von Polen und Herrn der Herrschaft Rudy im Warschauer Gouvernement, dem hohen Adel an. Auch er war wie seine Standesgenossen aufgewachsen und erzogen worden im Bewußtsein über-

kommener Rechte, ererbter Macht und der Pflicht, sie zu wahren und sie auszuüben.

Kaum jedoch in ihren Besitz gelangt, hatte er sich ihrer freiwillig entäußert. Die Erträgnisse seiner Güter flossen in die Bettelsäcke der Güterlosen oder wurden zu Revolutionszwecken verwendet. Er aber zog umher und warb Jünger für seine Lehre, und fand ihrer in den Reihen seiner eigenen Standesgenossen. An die eindrucksfähigen Herzen der Jugend wandte er sich, und je reiner und unschuldiger die Herzen waren, desto feuriger erglühten sie in Verehrung für ihn, und in Sehnsucht, seinem opfermutigen Beispiel zu folgen. Boten des Sendboten tauchten auf im Königreiche Polen, im westlichen Rußland, in Posen, in Galizien. Die Worte ihres Abgottes auf den Lippen, riefen sie dem Adel zu: — Wirf deine Reichtümer und deine zu lang genossenen Vorrechte von dir. Vorrecht ist Unrecht. Und dem Volke — Kommt, ihr Armen! Nehmt euern Anteil an dem Boden, den seit Jahrhunderten euer Schweiß, und wie oft! auch euer Blut gedüngt hat. — Zu allen aber sprachen sie: Erhebt euch, schüttelt das Joch der Fremden ab! Wir wollen ein Reich gründen, darin es weder Überfluß noch Armut, nicht Herrschaft noch Knechtschaft gibt, das Reich — das Christus gepredigt hat.

Der geistige Leiter dieser Missionen hatte sich inzwischen an dem gegen Rußland geplanten und fast im Augenblick des Losbruchs gescheiterten Aufstande des Jahres 1843 beteiligt. Als Flüchtling entkam er nach Posen, wurde dort binnen kurzem wegen Verbreitung kommunistischer Grundsätze zur Rechenschaft gezogen, in Haft genommen, endlich verbannt. Er begab sich nach

Brüssel, wo Lelewel die Verirrungen seiner allzuheißen Freiheits- und Vaterlandsliebe in den Qualen bittersten Heimwehs verbüßte. Der Umgang mit diesem „Großmeister der Revolutionäre" steigerte die Begeisterung Dembowskis zum Fanatismus. Was seine Seele fortan erfüllte, war nicht mehr Mitleid allein mit den Elenden und Armen, es war auch Haß gegen die Starken und Reichen, hießen sie nun die Beherrscher der Teilungsmächte, oder die Inhaber der polnischen Zentralgewalt in Paris und Usurpatoren des Königreichs, das sie wiederherstellen wollten.

Der Apostel der Nächstenliebe kehrte als ein politischer Agitator nach der Heimat zurück. Er, den bisher nur seine eigenen Eingebungen geleitet hatten, übernahm die Ausführung fremder Pläne und die Aufgabe, Galizien zur Empörung reif zu machen. In dieser Aufgabe wirkte er nun. Wußten die, die ihn mit ihr betrauten, was sie taten? Sahen sie ihn und seine Lehre nur als das Ferment an, das die stumpfsinnige Menge in Gärung bringen, in eine Bewegung setzen sollte, der die Richtung vorzuschreiben sie sich anmaßten? —

Die Sympathie und Bewunderung, die jeder echte Pole für den empfindet, der im Kampfe gegen die Fremdherrschaft gelitten hat, bewährte sich von neuem. Der Adel nahm den Geächteten in Schutz, obwohl er einen Gegner seiner Interessen in ihm erkannte. Mochte er welcher Partei immer angehören, die Befreiung Polens war auch sein Ziel, auf dem Wege traf man zusammen und drückte einander die Hand.

„Und sehen Sie," schloß der Kreishauptmann, „so sehr ist der Mensch in mir im Beamten doch nicht auf-

gegangen, daß ich diese Polen um solcher Züge ihres oft unbesonnenen, blinden, stets aber hochherzigen Patriotismus willen nicht lieben und zugleich — beneiden müßte."

„Euer Gnaden!" rief Nathanael mißbilligend aus, und beide Männer schwiegen. Nach geraumer Zeit erst nahm der Doktor wieder das Wort:

„Ich glaube, Euer Gnaden, es wäre Sache der Regierung, vor allem sich und den Adel vor dem verderblichen Einfluß des kommunistischen großen Herrn zu schützen." Hier flocht er das ruthenische Sprichwort ein: ‚Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt.' — „Ich begreife nicht, warum man so lange untätig zusieht. Warum man ihn nicht hindert, gleichsam unter den Augen der gesetzlichen Macht sein tödliches Gift auszustreuen."

Unangenehm berührt durch die Entschiedenheit, mit der Rosenzweig sprach, entgegnete der Kreishauptmann mit kühler Überlegenheit:

„Es geschieht schwerlich ohne Grund. Übrigens — unter uns! — wir haben Weisung, auf ihn zu fahnden — in unauffälliger Weise."

„O — dann!" rief Nathanael übereifrig — „dann beschwöre ich Euer Gnaden, meine Dienste in Anspruch zu nehmen. Unauffälliger wäre nichts, als einen Kranken dem Arzte anzuvertrauen. Und daß Ihr „Sendbote" krank ist — hier," er deutete auf die Stirn, „und in das Beobachtungszimmer des Kreisphysikus gehört, darauf schwöre ich!"

Der Ausdruck im Gesichte des Beamten wurde immer kälter, er richtete plötzlich eine gleichgültige Frage an den Doktor und entließ ihn, indem er beim Abschied

warnend Talleyrands berühmtes „Surtout pas trop de zèle!“ zitierte.

Die Warnung blieb fruchtlos. Des Doktors einmal entfesselter Eifer für die Sache der Ordnung und des Gesetzes war nicht mehr zu bändigen. Er hätte die Friedlosigkeit, die ihn umhrjeagte, auch den andern mitteilen mögen, legte einen Abscheu ohnegleichen gegen die zuwartende Geduld an den Tag, deren man sich in maßgebenden Kreisen befliß, und nannte sie verbrecherischen Leichtsinn und unverzeihliche Lauheit.

Sein politisches Glaubensbekenntnis hatte sich bisher in dem Satze zusammenfassen lassen:

„Unsre Regierung wird die denkbar beste sein, sobald sie sich nur noch herbeiläßt, den Juden das Recht zu geben, Grund und Boden zu besitzen.“ Jetzt aber war ihm der Glaube an die Weisheit dieser Regierung erschüttert, und er begann sich als ihr Belehrer und Ratgeber zu gebärden. Auf dem Kreisamt hatte man wenig Ruhe vor ihm, er brachte täglich neue, immer bedenklicher lautende Nachrichten von dem Umsichgreifen der kommunistischen Propaganda, und riet immer dringender, man möge sich doch entschließen, energische Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen.

Die genaue Bekanntschaft des Schwiegersohnes Semen Plachtas, die er gemacht hatte, gab ihm viel zu denken. Er hatte sich bisher niemals mit dem Studium einer Bauernseele beschäftigt. Ein Bauer war in seinen Augen der uninteressanteste von allen mit einer Menschenhaut überzogenen Bipedes. Jetzt nahm er einen von der Sorte aufs Korn, beobachtete ihn genau, ging sogar mit ihm ins Wirtshaus, ließ sich mit ihm in Gespräche ein und wußte am dritten Tage, was er schon im ersten

Augenblick gewußt hatte, daß der Mann faul, trunksüchtig und einfältig war. Wie einfältig, das kam erst zum Vorschein, wenn ihm der Branntwein die schwere Zunge löste, und es nur weniger Fragen bedurfte, um sich zu überzeugen, daß ihm sogar die Kardinalerkenntnis der Unterscheidung zwischen mein und dein fehlte.

Der Doktor fuhr zur Gräfin Aniela und hielt ihr einen Vortrag über den Zustand der Landbevölkerung. „Ja," schloß er, „der Bauer ist dumm, aber wodurch soll er denn gescheit werden, wenn er es nicht zufällig von Natur ist? Ja, der Bauer ist faul, aber was würde die Arbeitsamkeit ihm nützen, sie brächte ihn doch nimmer auf einen grünen Zweig. Seine Arbeitsamkeit käme mehr dem Herrn zugute, als ihm. Ja, der Bauer trägt den heute verdienten Groschen heute noch in die Schenke, aber diese Verschwendung kommt von seinem Elend. Das Elend ist nicht sparsam, das Elend vermag einen so gesunden und fruchtbringenden Gedanken, wie den der Sparsamkeit, gar nicht zu fassen."

Gräfin Aniela streckte das zierliche Hälschen in die Höhe, ihre lieblichen Lippen verzogen sich spöttisch.

„Verehrter Lebensretter, Sie sprechen ja ganz wie der ‚Sendbote'," sagte sie, „man glaubt ihn zu hören."

Der Doktor schwieg; der scherzhaft gemeinte Vorwurf traf ihn tief.

Eine Stunde später stand er in seiner Baumschule vor einem Stämmchen, nicht viel dicker als ein Finger, und doch trug es schon unter seiner kleinen Blätterkrone drei herrliche Äpfel, völlig reif beinah, mit gelblich glänzender Schale. Zu jeder andern Zeit hätte der Doktor an dem Anblick seine Freude gehabt, heute ver-

mehrte sich durch ihn nur sein Mißmut. Joseph kam aus dem Hause, sein Arbeitsgerät auf der Schulter, und wollte den Wohltäter noch zu andern Bäumchen führen, die ein ebenso kräftiges Streben, brave Bäume zu werden, an den Tag legten, wie das, welches er staunend betrachtete.

Er erhielt keine Antwort. Mit finsterer Strenge funkelten die schwarzen Augen Rosenzweigs unter ihren buschigen Brauen den Jüngling an, und plötzlich sprach er:

„Sag einmal, hast du nie etwas von einem Freiheitshelden, so eine Art Narren gehört, der sich hier in der Gegend aufhält, und, wie man behauptet, den Bauern in den Wirtshäusern Revolution predigt?"

Joseph sah offenbar betroffen aus und schwieg.

„Gesteh! Gesteh!" befahl Rosenzweig, und sein drohendes, zornrotes Gesicht näherte sich dem des Jünglings.

„Ich weiß nicht, Herr," stammelte dieser, „ob du den meinst, den sie den Sendboten nennen."

„Den eben meine ich!"

„Der predigt aber nicht Revolution, der predigt Fleiß und Nüchternheit."

„Fleiß im Stehlen, Nüchternheit beim Totschlagen — was?" höhnte der Doktor.

Ungewohnterweise ließ sich Joseph nicht aus der Fassung bringen. Noch mehr! Er erlaubte sich einen Widerspruch:

„Du bist im Irrtum. Ich kenne ihn."

Rosenzweig prallte mit einem unartikulierten Ausruf zurück, und Joseph fuhr fort:

„Ich habe lange mit ihm gesprochen."

„Wo? und wann? und was?“

„Auf dem Felde, in der vorigen Woche; und von dir ist die Rede gewesen.“

„— Von mir?“

Aus dem Munde des Chamers hat er seine Nachrichten über mich? dachte der Doktor. — Nun, sie sind danach!

„Ich habe ihn nie predigen gehört,“ nahm Joseph wieder das Wort.

„Möchtest aber wohl?“

„O ja! — ich möchte wohl. Kein Pfarrer kann es ihm gleichtun, heißt es. Es heißt auch, daß er heute nacht zum letztenmal in unsrer Gegend sprechen wird, in der Schenke des Abraham Dornenkron, eine Meile von hier, auf der Straße nach Dolego.“

Eine lange Pause entstand, der der Doktor ein Ende machte, indem er Joseph befahl, an die Arbeit zu gehen; er selbst begab sich zum Kreishauptmann, meldete, was er soeben in bezug auf den Emissär in Erfahrung gebracht hatte, und fragte an, ob es nicht geraten wäre, ein Piket Husaren nach der Schenke zu schicken, und den Aufwiegler gefangen nehmen zu lassen.

„Was nötig ist, wird geschehen, mein lieber Rosenzweig!“ antwortete der Beamte. „Wir sind von allem, was vorgeht, auf das genaueste unterrichtet, und finden darin keinen Grund zur Sorge. Wovor fürchten denn Sie sich? Sie gehören zu uns. Ich wollte, ich könnte etwas von Ihrer Vorsicht denen einflößen, die ihrer bedürftiger wären, als Sie und wir.“

Rosenzweig machte noch einige Krankenbesuche und kam erst spät am Abend heim. Vor dem Gartentor fand er Joseph, der ihn erwartete.

„Was hast du dazustehen? Geh schlafen!“ herrschte er ihm zu.

Auch er hätte gern Ruhe gefunden, aber sie floh ihn in dieser Nacht, wie in den vorhergehenden Nächten.

Auf einmal fiel es ihm ein, ob es nicht möglich wäre, daß Joseph sich jetzt aus dem Hause schliche, um nach der Schenke zu rennen und die Abschiedsrede des Agitators zu hören. Der Weg ist freilich weit, und die Nacht schon vorgeschritten, aber der Bursch hat junge Beine . . . Übrigens — wer weiß? Wenn er fürchtet, zu spät zu kommen, nimmt er am Ende gar ein Pferd aus dem Stall . . .

Nun, d e r Zweifel wenigstens sollte ihn nicht lange quälen. Rasch nahm er den Leuchter vom Tisch und eilte über die Treppe und den Gang, nach der von Joseph bewohnten Stube.

Seit Jahren hatte er sie nicht betreten; sie war die einzige schlechte im Hause und ärgerte ihn, so oft er sie sah. Ein länglicher, schmaler Raum, einfenstrig, mit Ziegeln gepflastert. Wäre Rosenzweig nicht der Wohltäter, sondern der Arzt Josephs gewesen, er hätte ihm verboten, da zu schlafen auf dem Strohsack, im Winkel zwischen der Drehbank und der Mauer, die förmlich troff von Feuchtigkeit.

Er sagte sich das, als er eintretend den Menschen, den er auf dem Wege nach Dolego vermutete, lang ausgestreckt fand auf seiner mehr als bescheidenen Lagerstätte, tief und selig schlafend.

Als Rosenzweig sich über ihn beugte und ihm ins Gesicht leuchtete, zuckten seine Augenlider, sein roter, frischer Mund zog sich trotzig zusammen, aber nur um gleich wieder mit leicht aufeinander ruhenden Lippen

ungestört weiter zu atmen. Hätte er tausend Zungen gehabt, sie würden nicht vermocht haben, kräftigere Fürsprache für die Lauterkeit seines Herzens einzulegen, als es der Ausdruck des bewußtlosen, schweigenden Friedens auf seinem Antlitz tat.

Der Doktor stellte den Leuchter auf die Drehbank und begann, sich in der Kammer umzusehen. Was es da gab an begonnenen, an halb und an fast beendeten Arbeiten, das alles war die Frucht des Fleißes emsig schaffender und geschickter Hände. Und es mußte doch kein so übler Verstand sein, der ihr Tun leitete, denn nirgend fand sich die Spur verwüsteten Materials oder kindischer Spielerei. Und worauf sich das ganze Sinnen und Denken dieses Verstandes richtete, das war das Wohl und Gedeihen des Doktorhauses, ihm kam all sein Streben zugute, das förderte er nach bester Kraft und Einsicht. Ein Beispiel für hundert fiel dem Doktor auf und — fast rührte es ihn.

Er hatte unlängst das hölzerne Gartenpförtlein durch ein eisernes ersetzen lassen und war zufrieden gewesen mit der vom Stadtschlosser gelieferten Arbeit, aber Joseph meinte: „Sie ist nicht schön genug, ich will eine Verzierung anbringen.“ Rosenzweig verhöhnte ihn damals, und nun war das Werk schon unternommen, war schon mit unsäglicher Mühe aus starkem Eisenblech herausgesägt und gefeilt, und inmitten schmucker Arabesken zeichnete sich, gar künstlich verschlungen, der Namenszug Rosenzweigs.

Dieser lächelte, kreuzte die Hände und versank in eine, zum erstenmal wohlwollende und mitleidige Betrachtung des bescheidenen Tausendkünstlers. Zu Häupten seines Lagers bemerkte er ein Bild des heiligen Joseph,

mit vier Nägeln an der Wand befestigt, und darunter stand in ungefügiger Schrift:

„Von meiner Lubienka."

— Die deine, du armer Junge, der auf der weiten Erde nichts besitzt? Hab erst festen Boden unter deinen eigenen Füßen, eh du es wagst, einem schwächeren Menschenkinde zuzurufen: Tritt zu mir! Du hast dir noch nichts erworben, noch nichts verdient trotz deiner Arbeitsfreudigkeit und Treue, nichts — keinen Lohn, keinen Dank, kein Recht. Was du mir leistest und nützest, gilt nur als Zahlung deiner einst — unfreiwillig eingegangenen Schuld.

Wann wird diese Schuld endlich getilgt sein, armer Geselle? ... Ist sie es denn im Grunde nicht längst? Besäßest du Klugheit genug, um abzurechnen und abzuwägen, vor Jahren schon hättest du gesagt: Wir sind quitt! Von nun an bezahle mich, Herr! Ich will auch für mich erwerben. — Ich sei ein harter Mann, heißt es, aber ungerecht darf mich niemand schelten. Wenn du gefordert hättest, ich hätte dir gegeben, ich hätte dich gelten lassen, wenn du dich geltend gemacht hättest ... Du hast es aber nicht getan; du bist schweigend unter deinem Joche weiter geschritten und wirst so weiterschreiten, bis du zusammenbrichst, und am Ausgang deines Lebens so hilflos da stehst, wie du an seinem Eingang gestanden hast ... Wessen Schuld? — Warum denkst du nicht? Warum sprichst du nicht? Warum verschwendest du die kostbaren Kräfte deiner Jugend? .. Aber es geschieht, und ich verbrauche sie — und so wie ich tun Tausende, und so wie du Hunderttausende ...

Noch einen Blick auf den sanft Schlafenden, und Nathanael schloß die Augen und preßte die Hände an

seine Stirn. Grell und blendend drang es auf ihn ein, wie ein im Dunkel aufflammendes Licht. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte ihn das Bewußtsein: Da schläft er noch still und harmlos, und die Hunderttausende seinesgleichen schlafen wie er. Doch werden sie erwachen — schon weckt man sie. Zu welchen Taten? Wie werden sie hausen, die plötzlich entfesselten Knechte?

Ein Schwindel ergriff ihn, ihm war, als wanke sein Haus.

„Noch nicht!“ rief er und stieß den Fuß heftig gegen den Boden.

Joseph erwachte, sprang auf: „Was befiehlst du, Herr?“ Das Bewußtsein kehrte ihm nicht schneller zurück, als diese Frage auf seine Lippen trat.

„Wissen will ich, was vorgeht, hören, was euch gepredigt wird. Ich will den Sendboten hören. Spann die Falben vor den Wagen, du wirst mich nach der Schenke des Dornenkron fahren. Spann ein!“

---

## IV.

Die Nacht war dunkel. Ein feiner, dichter Regen strömte unablässig, emsig auf die Erde nieder, und ein andrer, ein kompakter Regen spritzte von ihr auf beim energischen Gestampfe der wackeren Rößlein. „Polens fünftes Element“ umwirbelte und übersprühte das von Joseph gelenkte Gefährt, das zwischen einer doppelten Reihe riesiger Pappeln auf der Kaiserstraße dahinrollte.

Der Doktor saß lange Zeit schweigend in seinen Mantel gehüllt. Ungeduld verzehrte ihn.

„Wir kommen zu spät," sagte er endlich. „Treib die Falben an."

„Sie laufen ja, was sie können," antwortete Joseph. „Wir sind schon weit." Er deutete nach einem großen weißlichen Fleck im Nordwesten des bleigrauen Horizonts, „die Weichsel und der Dujanec stecken schon ihre Fahnen aus."

Eine Viertelstunde später war das Ziel erreicht: ein niedriges, weitläufiges Gebäude. Vor dem standen allerlei Fuhrwerke und hinderten Joseph, sich mit dem seinen zu nähern.

Rosenzweig hieß ihn halten, stieg ab und suchte sich einen Weg durch das Gewirr der Wagen und Pferde zu bahnen. Es war keine leichte Aufgabe für einen, der möglichst unbemerkt in das Haus gelangen wollte.

Die meisten Kutscher hatten ihr Gespann verlassen, die andern schliefen auf dem Bocke oder taten so und leisteten dem Befehl des Doktors, ein wenig Raum zu geben, keine Folge. Er hob eben den Stock, um sich ihnen deutlicher verständlich zu machen, als Abraham Dornenkron auf der Schwelle des Hauses erschien, einen brennenden Span in der Hand.

„Schaff mir Platz, Abraham," sprach der Doktor, „ich bin's, ich, Doktor Rosenzweig."

„Gott der Gerechte!" stieß der Wirt erschrocken hervor, faßte sich aber sogleich und patschte dienstwillig in den Sumpf, der die Zufahrt zu seinem Gasthof bildete. Er schob die künstlich aufgestellte Wagenburg auseinander und rief dabei fortwährend mit überflüssigem Stimmaufwand:

„Der Herr Doktor Rosenzweig! — Is wer krank? Wohin belieben zu reisen der Herr Doktor?"

Sobald die Möglichkeit vorhanden war, sich ihm zu nähern, sprang Nathanael auf ihn los und packte ihn beim Ohr:

„Sei still, Spitzbube! Du brauchst mich bei deinen Gästen nicht anzumelden. Ich will das schon selbst besorgen."

Und als das Männlein trotzdem nicht aufhörte, seine Verwunderung über die Ankunft des Doktors laut auszuschreien, drückte der ihn gegen den Türpfosten, daß ihm der Atem verging, und drang an ihm vorbei in den Flur.

„Ein Gibor! *) Schema Jsroel, ein Gibor der gewaltige Doktor!" raunte Abraham einem mißgestalteten Wesen zu, das plötzlich im Dunkel geräuschlos wie eine Eidechse, krummbeinig wie ein Kobold, neben ihm aufgetaucht war.

Es wiegte den unförmigen Kopf, seine nachtschwarzen Augen funkelten klug und feurig.

„Er ist eingezogen, zu spionieren, Tateleben. Wir wollen ihm kommen zuvor, daß uns nicht kann begegnen ein Unglück," flüsterte der Kleine.

„Elend über Elend! Wie heißt ihm kommen zuvor?"

„Ich will nehmen ein Pferd, Tateleben, und reiten nach Tarnow wie ein Windstoß, zu melden bei der Polizei, daß bei uns Versammlung halten die rebellischen Gojim, und daß die kaiserliche Regierung soll ausschicken gegen sie Soldaten, wenn es is gefällig der kaiserlichen Regierung."

Abraham betrachtete seinen Sprößling mit Blicken bewundernder Liebe:

---

*) Ein Riese.

„Reit wie ein Windstoß, mein Sohnleben, daß du mit Gott bald kommst ans Ziel. Reit," wiederholte er und setzte in naiver Fürsorge hinzu: „Tu dich nur nehmen in acht, daß du nicht kommst um deine graden Glieder."

Rosenzweig war inzwischen in die Wirtsstube getreten oder hatte sich vielmehr hineingezwängt.

Es herrschte darinnen eine dicke, dumpfe Atmosphäre, das Produkt von mehr als hundert, dicht aneinander gepferchten Menschen, in nassen Pelzen, Kleidern und Stiefeln. Fuselдünste und der Qualm einer an der Decke hängenden Naphtalampe trugen dazu bei, das Atmen in diesem Raume zu erschweren. Die Anwesenden jedoch erfuhren unbewußt den beklemmenden Einfluß, der die Gesichter der einen glühen machte und die andrer bis zur Todesblässe entfärbte. Es waren Männer, den verschiedensten Altersstufen und Ständen angehörig, in ärmlicher Kleidung, im reichen Nationalkostüm, im Priestertalar, im Studentenrock, im schäbigen, schwarzen Gewand des Winkelschreibers. Die keinen andern Platz mehr gefunden hatten, waren auf die Bänke gestiegen und, zwischen die Mauern und die Menge geklemmt, bezahlten sie bei jedem neuen Andrang den Vorteil ihrer erhöhten Stellung mit der Gefahr, erdrückt zu werden.

In der vordersten Reihe, seine Umgebung überragend, stand ein grauhaariger, graubärtiger, breitschultriger Herr, in kostbarer Magnatentracht. Wenn er den Kopf wandte, zeigte sich dem beobachtenden Nathanael das ausdrucksvolle asiatische Profil eines der mächtigsten Fürsten des Landes.

— Auch du, Starosta princeps nobilitatis? dachte

Rosenzweig. Aber eine noch größere Überraschung erwartete ihn.

Der einzige in der Stube frei gebliebene Raum war der vor dem Eingang in das Nebenzimmer, dessen offene Tür von einigen jungen Leuten mit wahrhaft wildem Eifer vor der Zudringlichkeit der Neugier oder des Fanatismus gehütet wurde. Dort schritt Dembowski im Gespräch mit einem Schlachzig auf und ab, in dem Rosenzweig zu seinem grenzenlosen Erstaunen den vertrauten Freund des Kreishauptmanns erkannte. Er lebte in glücklichen Familien- und geordneten Vermögensverhältnissen, war ein harmloser, aufrichtiger Mensch, dem der Friede über alles ging. Nie hatte er es dahin gebracht, einer politischen Debatte seiner Gutsnachbarn bis ans Ende zu folgen, weil er regelmäßig früher einschlief. Und dieser ruhigste und stillste aller Staatsbürger, da wandelte er nun flammend und glühend in einem Seelenkampfe, dessen Pein sich in seinem zuckenden Gesicht malte, neben dem Aufwiegler einher.

Der aber, leicht vorgebeugt, den Arm des Neophiten sanft berührend, sprach eindringlich und leise zu ihm, sprach Worte, auf welche dieser keine Erwiderung mehr zu finden schien. Ein letztes noch — und er wandte sich von dem Erschütterten und trat zu seiner Gemeinde, die ihn mit unendlichem Jubel empfing.

Der Sendbote war als Bauer gekleidet. Er trug einen langen, weißen Kaftan, der am Halse durch zwei große Metallknöpfe geschlossen war, hohe Stiefel, ein Hemd aus grober Leinwand und Pluderhosen aus demselben Stoffe. Ein lederner Riemen, an dem ein kleines Kruzifix aus schwarzem Holze hing, umgürtete seine Lenden. Sein dichtes, dunkelblondes Haar war kurz

geschoren; es wuchs in scharfer Spitze in die Stirn und zog schön gewölbte Bogen um die mattweißen, etwas eingedrückten Schläfen.

Ruhig ließ er den Freudensturm des Willkomms verbrausen, stand da mit herabhängenden Armen, die Finger nur leicht gekreuzt und schaute ins Gewühl lässig und obenhin, wie sehr Kurzsichtige pflegen, die schauend schon im voraus auf das Sehen verzichten.

„Freunde, Brüder," begann er, ohne die Stimme zu erheben, und sogleich wurde es still bis zur Lautlosigkeit, — „ich grüße euch zum letztenmal vor dem Kampf, vielleicht zum letztenmal vor dem Tode."

„Sei uns gegrüßt!" antwortete ein brauner Kumpan von martialischem Aussehen; „im Kampf, im Tod, im Sieg!"

„Im Sieg!" durchlief's die Menge als Seufzer der Sehnsucht, als Schrei der Hoffnung, als Ausruf der Zuversicht.

„Sieg?" wiederholte der Redner, „ihr habt ihn schon errungen. Ein Kampf wie der eure ist ein Sieg, und ein Sieger jeder von euch, ob er den Fuß auf seine Feinde stellt, ob er zertreten vor ihren Rossen auf dem Schlachtfelde liegt. Meine Brüder! was immer uns beschieden sein mag, der Gedanke, der uns beseelt, kann nicht mehr sterben. Er wird fortleben, sogar auf den Lippen derer, die uns um seinetwillen verfolgen und töten. Sie selbst werden die heilige Lehre noch verbreiten, indem sie von dem Märtyrertum erzählen, das wir erlitten haben."

Allmählich war die lähmende Müdigkeit von ihm gewichen, seine geschmeidige Gestalt hatte sich emporgerichtet:

„Vielleicht ist die Erinnerung an unsern Tod das einzige, was wir denen hinterlassen können, für die wir so gern gelebt hätten. Wir müssen dafür sorgen, daß dieses Erbe ein glorreiches sei . . . Es wird kein glorreiches sein, wenn nicht jeder einzelne, der zu unserm Bunde geschworen hat, sich als ein Priester fühlt, dessen Ehrgeiz Entsagung und dessen Ruhm grenzenlose Hingebung an die Sache Gottes ist.“

Vereinzelte Laute der Zustimmung ließen sich vernehmen, aber so manches Antlitz drückte Enttäuschung aus.

„Die Sache Gottes, meine Brüder!“ wiederholte der Redner. „Vermöchte ich den Feuereifer, ihr zu dienen, in euern Seelen zu erwecken, den er in der meinen erweckt hat und euch den Abscheu und die Scham kennen zu lehren, womit ich zurückblicke auf die einst genossenen Erdenfreuden. Mitten in der Fülle ihrer Genüsse fand mich der Herr. Aus ihrem Taumel schrak ich auf bei seinem Ruf. Und die Stimme, mit der der Allerbarmer mich rief, war die des Mitleids, und das Mitleid gebar den Zweifel und der Zweifel die Erkenntnis.“

Verklärung breitete sich über seine Züge, das Licht der schönsten Liebesgedanken leuchtete auf seiner Stirn.

„Ich lebte, wie die Verwöhnten leben. Weil der Zufall mir zu viel beschert hatte, kannt ich kein Genügen, in meiner heißen Hand zerschmolz das Gold.

Da war einer unter meinen Dienern — Jelek hieß er, ein Bauerssohn, der, aufgeweckt und tüchtig, es bis zu dem Amte meines Güterverwalters gebracht hatte. Er allein wagte es einmal, eine Warnung gegen mich auszusprechen und fiel dadurch bei mir in Ungnade.

An einem Sommermorgen ritt ich nach fröhlich

durchlebter Nacht mit meinem Anhang von einem Feste bei meiner Geliebten heim. Ihre Küsse brannten noch auf meinen Lippen, die Klänge der Musik summten mir noch im Ohr, liebliche Bilder gaukelten vor meinen Augen, eine beglückende Lebensluſt erfüllte mich. In meiner Seele vermählten ſich die Erinnerung an genoſſene Freuden mit der Erwartung künftiger, und übermütig rief ich meinen Gefährten zu:

‚Wie heute, ſo morgen, und immer!‘

Wir waren am Ausgang des Waldes angelangt; vor uns lagen im ſchimmernden Duft des jungen Tages die taufriſchen Wieſen, das Ährenmeer der Felder, und aus der Ferne grüßte mein bewimpeltes Schloß mit ſeinen ſtarken Türmen. Seine Fenſter blinkten, auf ſeinem altersgrauen Gemäuer lag der Glanz der aufgehenden Sonne wie ein Lächeln auf dem Antlitz eines Greiſes. Einen ſchönen Anblick bot mein ehrwürdiges, gaſtliches Haus, und mit Jauchzen ſprengten meine Gefährten ihm zu.

Ich aber verhielt mein Roß.

Ich hatte längs des Waldſaumes einen Mann in haſtender Eile herbeikommen geſehen, und Jelek, meinen Verwalter, in ihm erkannt. — ‚Woher und wohin?‘ rief ich ihn an. Er nannte einen weit entfernten Meierhof, nach dem ihn der Intendant mit einem Auftrag ſchickte. — ‚Fand ſich dazu kein geringerer? Seit wann machſt du Botengänge?‘ — Auf dieſe meine Frage gab er zur Antwort: ‚Seit ich bei dir in Ungnade gefallen bin. Dein Intendant hat mich meines Amtes entſetzt und bedenkt mich dafür mit allerlei Ämtern.‘ — Er keuchte und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ich ſah es ihm an, daß ihm der Boden unter den

Füßen brannte. Ich sah auch, daß sich vom Dorfe aus ein langer Zug nach der Straße hin bewegte, und daß der es war, dem er entgegen strebte. Ich setzte mein Pferd in Schritt, und er folgte mir. So kamen wir zur Landstraße, auf der die Leute wanderten. Ein paar hundert Männer, Jünglinge, Greise, ihre Sensen auf den Schultern, Säcke auf den Rücken. Sie schritten stumm, mit gesenkten Köpfen, die meisten barfuß und zerlumpt — meine Bauern! . . . Und wie sie, sich bis zur Erde verneigend, an mir vorüberschlichen, unlustig, wie eine Herde, die nach fremdem Pferch getrieben wird, da wußt ich: die Leute sind vermietet für die Erntezeit, weithin vielleicht, und werden den Boden, auf dem ihre eigene ärmliche Ernte reift, nicht wiedersehen, eh der Schnee ihn bedeckt.

Jelek hatte ein Tüchlein hervorgezogen, in dem einige Münzen eingebunden waren, und drückte es einem Alten in die Hand, der am Ende des Zuges mühsam nachhumpelte: — ‚Damit du nicht darbst unterweges, Vater. Gott tröste dich. Meinetwegen mußt du fort.‘

Der Alte barg das Tuch an seiner Brust, und der Haiduk, der die Schar geleitete, stieß ihn vorwärts.

In die Augen Jeleks traten Tränen des Schmerzes und der Wut.

‚Warum sagtest du,‘ fragte ich ihn, ‚dein Vater müsse um deinetwillen fort?‘

‚Weil es so ist. Der Intendant hätte sich nicht getraut, ihn zu vermieten, wenn du mir noch gnädig wärest, wie sonst.‘

Ein paar Tage später traf ich meinen Jelek, wie er einen Arbeiter auf dem Felde, einen hochbejahrten Mann, der Faulheit anklagte und erbärmlich schlug.

‚Siehst du nicht, daß der Mann erschöpft ist und nicht mehr arbeiten kann,‘ sagte ich, und er erwiderte:

‚So werden sie es in der Fremde auch meinem Vater tun. Warum soll es dem einen besser gehen als dem andern?‘

Was ich ihm antworten sollte, wußte ich nicht, aber zu dem Alten sagte ich:

‚Tun dir die Schläge nicht weh, daß du dastehst und nicht einmal klagst?‘

‚O, mein gnädiger Herr!‘ entgegnete er, ‚was würde das Klagen mir nützen?‘

Und auch darauf mußte ich schweigen . . .

Am Abend war das Haus zum Empfang meiner Geliebten geschmückt, und alle, die um meine Gunst buhlten, waren versammelt, um ihr zu huldigen. Sie erschien in ihrer königlichen Schönheit, und ihr Anblick und der Anblick der Pracht, die mich umgab, und der kriechenden Dienstfertigkeit meines Anhangs. — Grauen, meine Brüder! Grauen erweckten sie mir . . . Ein Dämon, meint ich, habe tückisch mein Auge zu furchtbarem Hellsehen geschärft . . . All der Glanz, all die Pracht und Herrlichkeit, und die Liebe des Weibes und die Treue der Freunde — sie hatten einen Preis, und bezahlt hatte ihn das Elend. Die hatten ihn bezahlt, die zum Frondienst vermietet hingezogen waren in die Fremde . . . Das Gewühl vor mir, die Wände des Saales wurden durchsichtig. Wie durch schimmernde Schleier sah ich eine wandernde Schar, deutlich jede Linien der Gestalten, jeden Zug der Gesichter, die mein Auge an jenem Morgen nur flüchtig gestreift hatte. Ergebung auf allen! Nicht schöne, männliche — nein! die trost- und hoffnungslose Er-

gebung des Stumpfsinns. Was jenes Opfer der ungerechten Vergeltung, die mein Diener übte, gesprochen hatte, das sprachen auch sie in ihrem Schweigen. ‚Was würden Klagen uns nützen?‘

Brüder! in dieser Stunde habe ich meiner Macht geflucht und mein Glück gerichtet . . . Meine Macht war zum Unheil andrer ausgeübt worden, mein Glück wuchs nicht wie eine Blume aus dem gesunden Mutterschoß der Erde, es war ein Wuchergebilde, ihrer Krankheit Frucht, und nährte sich parasitisch von kostbaren Lebenssäften.“

Der Redner bog den Kopf zurück; seine Lider schlossen sich, einem Gepeinigten gleich zog er den Atem ein.

„Da ergoß sich in meine Brust ein Strom der Schmerzen . . . Die Schmerzen jedes einzelnen, der um meinetwillen gelitten hatte, ergossen sich in meine Brust! . . . Und jede Schuld, und jedes Unrecht, das die begangen hatten, die mir dienten, als meine Schuld empfand ich sie und vernahm schaudernd, wie ihr Schrei gegen mich zum Himmel stieg.

Die Luft im Saale lastete wie Blei, aus den Augen meiner Geliebten blickte die Sünde, die Töne der Musik girrten sinnverwirrende Melodien, und — fort trieb es mich, hinweg von dem durchschauten Trug in die kühle, klare Nacht. Ich wanderte unter ihren schimmernden Sternen, soweit meine Füße mich trugen, und wie auch mein Herz blutete und rang, mir war, als lebte ich auf. In der herben Qual, die ich litt, fühlte ich die Hand meines Herrn, verstand die Mahnung, deren er mich gewürdigt hatte. Und während sie mich suchten im Schlosse und in den Gärten, lag ich im Waldesgrund auf dem Angesicht vor meinem Gott und flehte um Kraft zur

Buße und Sühne, und bot mich ihm dar zum Werkzeug seines Willens, zum Verkünder seiner Lehre, und flehte den Urquell des Lichtes um Erleuchtung auf meinem Wege an.

Sie wurde mir. Wie das Auge des Blindgeborenen, als der Finger des Heilands es berührte, sich der alten, vertrauten und ihm doch unbekannten Welt erschloß, so erschloß sich meine Erkenntnis der Offenbarung, in deren Licht ich gewandelt war, von Jugend an — ein Blinder. Und je tiefer ich in den Geist des göttlichen Wortes eindrang, desto klarer wird es mir: Inbegriff seiner Weisheit ist die Liebe. Für uns Menschen — die Nächstenliebe!"

Die hochgehenden Wogen der Begeisterung, mit der der Sendbote empfangen worden, waren allmählich verebbt. Ein Gemurmel der Mißbilligung, in das sich nur vereinzelt warme Zurufe mischten, erhob sich jetzt. Aus der Gruppe, die den Fürsten umdrängte, scholl rauh die Mahnung:

„Laß den Pfarrer von Nächstenliebe sprechen, sprich du von der Befreiung des Vaterlands!"

„Eines, die beiden!" antwortete der Redner. „Keine Befreiung, ohne die Liebe des Nächsten. Sie ist der unermeßlich reiche Schatz, der uns an dem Tag erlöst, an dem wir uns entschließen, ihn zu heben. Nur verstehen müßt ihr ihr Gesetz. Für euch, ihr Mächtigen und Reichen, lauten seine ersten Worte: Entsagung, Entbehrung, Sühne!"

Die Lippen des Fürsten kräuselte ein Lächeln, aber mit immer mächtiger werdender Stimme fuhr der Redner fort:

„Es gibt nur einen Herrn, den König der Himmel und der Welten, und nur ein Menschenvolk gleich-

geborener Brüder. Der sich Herrschaft anmaßt über seine Brüder, säet und erntet Unheil, die Seele des Knechtenden, wie die des Geknechteten verdirbt."

Mit einem raschen Schritte trat er auf den Fürsten zu:

„Rette deine Seele, demütige dich! Gedenke der Sünden deiner Väter, gedenke der Flüche, die auf deinem Haupte lasten. Wie? — Befreiung von fremder Tyrannei verlangt ihr? Was habt denn ihr jemals ausgeübt an dem bejammernswerten Volke, als Tyrannei? Ihr, der Adel, ihr war't der Staat. Niemals ist in Polen ein andrer Stand zu Wort gekommen, als der eure, und wohin habt ihr das Land gebracht? ... Euer Eigennutz hat es ausgebeutet, eure Zwietracht es zerrissen, euer Verrat hat es den Feinden ausgeliefert!"

„Du lügst! Schweig! Wir wollen dich nicht mehr hören!" tönte es ihm zurück.

Ein rasender Tumult erhob sich.

„Platz da! Platz für den Fürsten!" riefen die Begleiter des Magnaten, der sich schweigend und verächtlich umgewandt hatte, und dem die Seinen mit Stoßen und Drängen einen Weg zum Ausgang zu bahnen suchten.

Nathanael, in der Nähe stehend, erwies sich ihnen hilfreich. Die Menge war wie eingekeilt unter der Tür, aber sein eiserner Arm teilte sie, um den Fortstürmenden Raum zu schaffen, und ein allgemeines Aufatmen gab es, als der Fürst mit seiner Schar das Freie gewonnen hatte.

Von draußen vernahm man ihr Schreien, Fluchen und Lachen. Die Herren pfiffen ihren Kutschern und

ihren Hunden, Peitschen knallten, Fuhrwerke setzten sich in Bewegung.

Der Blick des Sendboten glitt schwermütig über die gelichteten Reihen seiner Jünger.

„Auf die Großen dieser Erde habe ich nicht gezählt; wohl uns, wenn wir keine andern Gegner hätten als sie," sprach er ruhig. „Der Bedrücker sind wenige, der Bedrückten viele. Wenn die Bedrückten sich erheben und im Namen des Allgerechten ihren Anteil am Besitz der Erde fordern würden, dann wäre die Macht der Mächtigen wie Spreu. Aber der Koloß, der sich nur zu regen brauchte, um seine Bande zu sprengen — er regt sich nicht. Er duldet und front und wird ewig dulden und fronen. Durch das unwürdige Leben, das er seit Jahrhunderten führt, ist das Bewußtsein seines Menschentums, seines freien Willens in ihm erstickt worden. Sie aber, die ihm dieses Bewußtsein raubten, haben nicht nur gegen das elende, von ihnen verachtete Volk, sie haben — und dessen gedenken sie nicht! — sie haben gegen Gott gefrevelt, indem sie Tausende seiner Geschöpfe unfähig machten, sein Bild wiederzuspiegeln."

Er hielt inne, und die jungen Leute jubelten ihm Beifall zu. Die älteren Männer schwiegen. Einige Geistliche hatten sich in die Nähe der Tür begeben. Der treulose Freund des Kreishauptmanns war samt den Edelleuten verschwunden, nachdem er mit staunendem Schrecken den großen Kopf Rosenzweigs aus dem Gedränge hervorragen gesehen hatte. Der Doktor jedoch, mit der Wucht eines Pfeilers auf seinem Vordermann lastend, brachte jeden allmählich zum Weichen, und stand nun auf demselben Fleck, auf dem früher der Fürst gestanden hatte, dicht vor dem Sendboten.

Eine freudige Röte stieg diesem in die Wangen, als er Nathanaels ansichtig wurde.

„Gott wird die Schuldigen richten!“ nahm er wieder das Wort. „Was uns zukommt, ist die Erlösung der Armen, deren Jammer zu ermessen wir besser vermögen, als sie selbst. Was ich von euch fordere, ihr Herren, ihr wißt es, besprochen und wieder besprochen haben wir's in langen Stunden. Ihr aber, Studenten und Männer der Wissenschaft, die ihr dem Volke naheſteht wie euerm Vater, betreut es, als wäre es euer Kind. Lehrt es euch lieben und vertrauen, verwendet zu seinen Gunsten euer Wissen, euer Können, eure Erfahrung, Kraft und Zeit. Vergeßt euch selbst in seinem Dienst. Keiner von euch pflege mehr seinen Geist in kaltsinniger Abgeschlossenheit . . . Mit welchem Rechte vertieft ihr euch in die Erforschung der schwierigsten Welt- und Daseinsrätsel, während um euch her noch Menschen leben, mit dem gleichen Anspruch auf Erkenntnis ausgestattet, wie ihr — und unfähig, die einfachsten Gedankenreihen zu bilden? . . . Ihr sucht nach Zielen in euern Wissenschaften und werdet immer nur Grenzen finden. Ich nenne euch ein Ziel, das sich erreichen läßt: die Verminderung des Irrtums, des Wahns, des Aberglaubens unter euern Brüdern . . . Dem Zug einer ungeheuern Heersäule, die nachts aufbricht, um zum Kampfplatz zu eilen, gleicht das Wandeln des Menschengeschlechts über die Erde. Die, denen Kraft gegeben ward, die andern zu überholen, haben sich an die Spitze gestellt. Sie schreiten schon im rosigen Morgenlicht, die Schatten fliehen, ein Wunderland öffnet sich vor ihnen. Unaufhaltsam jagen sie ihm zu, auf sonnenbeglänzter Bahn, unbekümmert um die Nachhut, die hinter ihnen

im Dunkel tappt und sich verirrt, und keinen Steg mehr findet, der zu den Glücklichen hinüber führt, an deren Seite auch sie den Kampf des Lebens zu kämpfen berufen waren . . . Deshalb, ihr Führer, macht Halt! öffnet eure Reihen, laßt die Nachhut herankommen. Einen breiten Weg für die Nachhut! Zu ihrem Heil, meine Brüder! aber auch zu dem eurigen, denn aus jedem bisher blöden Auge, das sich dank eurer fürsorgenden Liebe einem Strahl der Wahrheit öffnet, wird euch der Himmel grüßen . . ."

Einige Schulmänner in der Nähe Rosenzweigs wechselten bedeutungsvolle Blicke: „Ich bin sehr enttäuscht," flüsterte ein Advokatenschreiber den gelehrten Herren zu: „Das ist ja gar nichts."

Der Doktor stand nach und nach ganz bequem, von einem Gedränge war keine Rede mehr. Das Auditorium machte sich langsam und geräuschlos fort. Wagen um Wagen rollte, Reiter trabten davon.

Die Zurückbleibenden widersetzten sich endlich dieser Flucht. Die Verwünschungen, mit denen die Abtrünnigen begleitet wurden, begannen in Tätlichkeiten auszuarten.

Gebieterisch erhob der Redner seinen Arm.

„Laßt jeden unbehelligt ziehen," befahl er. „Wer von euch kann sagen, ob das Samenkörnlein Wahrheit, das jetzt von der Brust dieser Männer abzuprallen schien, nicht, ohne daß sie selbst es ahnen, in ihr Wurzel geschlagen hat? Vielleicht tritt mancher von denen, die uns jetzt verlassen, noch dereinst in unsere Reihen. Mir aber, meine Brüder, mir ist es ein Segen zu fühlen: was mich in dieser Abschiedsstunde umgibt, ist Treue, was mich vernimmt — Verständnis. Den tiefsten Inhalt meiner Lehre, in eure Herzen darf ich ihn gießen wie

in köstliche Schalen, die ihn rein und lauter bewahren, und ihn andern Herzen also mitteilen werden.

Brüder, wir müssen immer hören, ohne Kampf der Menschen untereinander könne die Welt nicht bestehen; in einem allgemeinen Frieden würden unsre Kräfte einrosten und unsre Geister erschlaffen. Das ist falsch. Friede zwischen den Menschen bedeutet ja nicht das Ende aller Kämpfe, es bedeutet vielmehr den Beginn eines neuen, eines herrlichen Kampfes. Während der Haß der Urheber aller bisherigen Kämpfe gewesen ist, wird die Liebe die Mutter der künftigen sein. Die Streiter, die sie aufruft, werden nicht etwa ein leichtes Spiel haben, denn die Feinde, denen sie gegenüberstehen, gönnen ihren Überwindern nicht Ruhe, nicht Rast, täglich besiegt, erheben sie sich täglich wieder. Leiden und Leidenschaft sind ihre Namen. Faßt sie nur einmal scharf ins Auge, und ihr werdet euch fragen müssen: Ist es möglich, daß wir jemals einen andern Streit unternommen haben, als den gegen sie, als den gegen die Leiden der andern und gegen die Leidenschaft in unsrer eigenen Brust? Wie? es gibt in der Welt diese fürchterlichen Gewalten, und wir haben mit ihnen einen faulen Frieden geschlossen? Wir haben sie hingenommen wie das Notwendige und Unentrinnbare, wir haben schläfrig und lau den Vampyr an unserm Marke zehren lassen und unsre Streitlust nicht an ihm gebüßt, nein, an unsern Brüdern, unsern mitleidenden Brüdern! Wir haben Beladenen neue Lasten aufgelegt, wir haben Verwundete verletzt.

O, des Wahnsinns! Oder — des Verbrechens — oder vielmehr der beiden! Verbrechen ist Wahnsinn, die Torheit ist die Quelle jedes Unrechts."

Ja, und tausendmal ja! dachte Rosenzweig, Tränen in den Augen, erschüttert in allen Fugen seines Wesens. Ein unermeßliches Glück durchdrang ihn, er empfand die höchste aller Wonnen — die Wonne, aus den beengenden Schranken der Selbstsucht aufzusteigen wie aus einem Grabe. Was er bisher am meisten geschätzt hatte, erschien ihm wertlos, die Arbeit vergeudet, die er auf die Erwerbung seines Reichtums verwandt, verächtlich seine engherzige Freude an ihm, der, ein toter Staub, in seinen Händen gelegen. Beschämung erfüllte seine Seele, aber mit Entzücken gab er sich ihr hin als dem Wahrzeichen seiner Wandlung, dem Beginn seines inneren Wachsens und Klärens. Nur ein Gedanke trübte die reine Seligkeit dieses Augenblicks; er galt dem Apostel des Mitleids und der Liebe und wurde schmerzlicher und sorgenvoller, als dieser die Zukunft, die er träumte, als eine erreichbare zu schildern begann. — Täusche dich nicht! hätte er ihm zurufen mögen. Das Land deiner Verheißung hat auf Erden keine Stätte. Begnüge dich damit, unsre Sehnsucht nach ihm erweckt zu haben. Schon das ist Befreiung.

Aber der Sendbote sprach ... Der Klang seiner Stimme füllte wie etwas Körperliches den Raum, der Glutstrom seiner Beredsamkeit trieb seine kühnsten, prächtigsten Wogen, und endlich schloß er:

„Zweck und Ziel unsres Bundes ist das Wohl des Volks, das Wohl eines jeden Bewohners der polnischen Erde; schwört Treue unserm Bunde!“ Da riefen alle, da tönte es mit der Stimme *einer* Begeisterung aus der Brust von jung und alt, von Besonnenen und Schwärmern:

„Wir schwören!“

Sie fielen vor ihm nieder und küßten seine Hände, seine Kniee, seine Füße. „Wir schwören dir Gehorsam bis in den Tod!“ überschrie einer aus der Menge alle übrigen. Der Sendbote wehrte ab:

„Nicht mir Gehorsam — der Sache schwört, die Armen und Bedrückten zu lieben, wie euch selbst, und das Vaterland mehr, als euch selbst.“

Die Beteuerungen wiederholten sich.

„So geht denn hin. Werbt im Volke, werbt Werber für das Volk. Entsendet keinen, der nicht auf das Kruzifix geschworen hat. Ich bringe euch die Eidesformel und den Katechismus,“ sprach der Agitator, und Stille trat während der Verteilung der Schriften ein.

Plötzlich wurde sie durch ein so angstvolles Gekreisch unterbrochen, daß alle zusammenfuhren. Abraham Dornenkron stürzte herein, schreckensbleich, mit aufgelösten Locken:

„Rette sich, wer kann sich retten! Mein Sohnleben ist gewesen in Tarnow, hat gesehen steigen auf die Husaren, gleich werden sie sein hier, mein Sohnleben is geritten ihnen voraus.“

Die Warnung Abrahams erweckte Hohn, Trotz, Bestürzung. Einige stammelten ein leises Abschiedswort und eilten rasch davon. Was Waffen trug, scharte sich um Dembowski und schickte sich zu seiner Verteidigung an. Er aber wies seine Getreuen hinweg.

„Fort! Ihr, ich, wir alle. Noch ist es nicht Zeit zum Kampfe. Ein Hochverräter jeder, der den Kampf zu früh beginnt. Fort! Alle fort!“

Die Stube leerte sich. Der letzte, der hinaustrat, war der Sendbote, knapp vor ihm schritt Nathanael. In tiefer Stille bestiegen die Verschworenen ihre Wagen

und stoben auseinander wie Schatten. Das Pferd des Redners wurde vorgeführt, er schwang sich hinauf und gab ihm die Fersen. Das Tier bäumte sich, fiel schwer auf einen Vorderfuß zurück und zog den andern mit schmerzvollem Zucken in die Höhe.

Eilends sprang Rosenzweig herbei. „Ihr Pferd lahmt," sagte er, „auf dem Pferde kommen Sie nicht weit."

Der Wirt näherte sich, eine Flasche tragend, in deren Hals eine tropfende Unschlittkerze stak, hockte am Boden nieder und bestätigte jammernd den Ausspruch des Doktors. Diesen ergriff ein Verdacht, er hielt dem Juden die geballte Faust vors Gesicht:

„Wart, Kerl, wenn du das getan hast!"

Abraham brach sofort in Wehklagen und Unschuldsbeteuerungen aus. Der Emissär war vom Pferde gestiegen, stand regungslos und horchte.

Deutlich vernahm man schon das Heransprengen der Reiter auf der Straße. Sie ritten mit dem scharf herüber pfeifenden Wind. Gelblich-grau begann der Horizont zu schimmern. Der fahle Schein der ersten Dämmerung verbreitete sich über die Ebene. Nathanael fröstelte und glühte. Kalter Schweiß rann ihm über die Stirn, eine eiserne Kralle schnürte ihm die Kehle zu. Das war Furcht, deren Symptome er so oft an andern beobachtet, die er an sich selbst nie erfahren hatte.

„Verbergen sie sich im Haus," sprach er zum Emissär.

„Was würde mir das nützen, wenn der Wirt falsch ist — und er ist es," antwortete jener. „Ich will meinen Beinen vertrauen. So viel Klugheit wie das

gehetzte Wild habe auch ich. Irgendwo findet sich ein Hohlweg, ein Baum, ein mitleidiger Strauch, der mich verbirgt."

Er schickte sich zur Flucht an.

Da faßte ihn der Doktor mit überlegener Kraft und drängte ihn zu seinem Wagen hin.

„Herunter, Joseph!" befahl er, „und sieh zu, wie du nach Hause kommst. Sie aber, nehmen Sie seinen Platz ein. Rasch!"

Der Widerstrebende war auf den Bock hinaufgehoben, bevor er sich's versah. Der Doktor warf ihm seinen im Wagen zurückgebliebenen Mantel über die Schultern, Joseph legte die Zügel in seine Hand und trat sofort im Eilschritt den Heimweg an.

„Du!" sprach Nathanael, und Abraham beugte sich beinahe bis zur Erde unter dem Blitz, der aus den Augen des Doktors auf ihn niederfuhr, „du sollst mich kennen lernen, wenn du den Verräter weiter spielst!" Einige Verwünschungen folgten, die ihm leicht von den Lippen flossen. Schwerer wurde es ihm, hinzuzusetzen: „Wenn du aber dein Maul hältst — dann kriegst du von mir für dein Schweigen das Doppelte von dem, was deine Angeberei dir eingetragen hätte."

Er machte eine rasche Wendung den immer näherkommenden Reitern entgegen.

„Holla ho!" rief er, die Hände vor dem Munde zum Sprachrohr geformt, „zu spät! zu spät!"

Ein Piket Husaren mit einem blutjungen Kadetten an der Spitze kam angaloppiert. Der Kadett riß sein Pferd dicht vor Nathanael zusammen:

„Gottes Donner! der Herr Doktor! Was führt Sie her?"

„Beim Zeus! die Neugier, mein Gräflein. Aber Sie — warum just Sie? Ein heißer Ritt in kalter Morgenstunde, das gibt, so wahr ich Sie kenne, eine Halsentzündung.“

„Gottes Donner! scherzen Sie nicht! komm ich wirklich zu spät? Ist das Nest leer? War der Emissär wirklich da? Haben Sie ihn gesehen?“ fragte der Jüngling in überstürzter Hast.

„Gesehen, gehört, ihn als unschädlichen Schwärmer diagnostiziert.“

„Unschädlich? Dann war er's nicht.“

„Er war's!“

„Es is gewesen er!“ fiel Abraham geläufig ein. „Der Herr Kadett können noch sehn stehen hier sein Pferd, das ich hab vernagelt, damit er nicht kann reiten davon.“

„Was ihn zwang,“ bemerkte Rosenzweig, „im Wagen eines seiner Freunde davon zu f a h r e n!“

Der Jüngling nahm das Pferd in Augenschein, ließ ihm das Eisen abreißen und befahl einem Soldaten, es am Zügel mit zu führen.

„Ich nehm es mit, als Pfand,“ sagte er. „Und nun — in welcher Richtung ist er davongefahren, Doktor?“

„Das verrate ich Ihnen um keinen Preis.“

„In welcher Richtung? Die Sache ist ernst. Ich bin ein gemachter Mann, wenn ich ihn fange. Wir haben verschärfte Order erhalten, heute nachmittag. — In welcher Richtung, Doktor? . . . Gottes Donner! sprechen Sie!“

Rosenzweig entgegnete mürrisch: „Ich weiß nichts. Vielleicht sind Sie ihm selbst begegnet auf der Straße.“

„Niemandem bin ich begegnet außer einigen guten

Bekannten . . . Übrigens" — er hielt inne und schlug sich vor die Stirn. „Auch die sind ja verdächtig . . . Rechts um!" kommandierte er seinen Leuten, und die Husaren machten Kehrt. „Adieu, Doktor. Und du, Jude, merk auf! Es soll ein Preis auf den Kopf des Emissärs gesetzt sein, heißt es, ein Preis von tausend Gulden. Dein wäre er gewesen, hätt ich den Kerl hier erwischt."

Abraham zuckte zusammen, wand sich wie ein Wurm und kreischte laut. Der Fuß des Doktors stand auf dem seinen und trat ihn unbarmherzig.

„Was gibt's?" rief der Husar.

„Er weint um die tausend Gulden, die ihm an der Nase vorbei geflogen sind," entgegnete Rosenzweig.

Der Kadett setzte sich wieder an die Spitze seiner Mannschaft: „Ich reite zurück. Die Wagen holen wir noch ein . . . Gottes Donner! die wollen wir jetzt aufs Korn nehmen . . . In Galopp, Marsch!" Und das Piket rasselte davon.

Abraham hüpfte kläglich auf einem Fuße und hielt den andern, zurückgekrümmten, wie in einer Schlinge in der Hand.

„Zweitausend Gulden!" winselte er. „Sie haben mir zerquetscht, Herr Doktor, Sie Gibor, zwei Zehen . . . Aber Sie sollen gehen drein, ich verlang kein Schmerzensgeld, wenn Sie mir auszahlen morgen meine zweitausend Gulden, die Sie sind mir schuldig, so wahr Gott lebt!"

Rosenzweig antwortete dumpf: „Komm nur, Halunke. Was ich verspreche, halte ich — auch einem Halunken."

Er trat an den Wagen und sprach, auf den Rücksitz deutend, zu seinem Fahrgast:

„Da hinüber steigen Sie, überlassen Sie mir Ihren Platz. Ich bringe Sie in Sicherheit.“

Der Sendbote stand mit einem Satze neben ihm und drückte kräftig seine Hand:

„Haben Sie Dank. Sorgen Sie nicht weiter um mich; ich finde Freunde überall.“

Vergeblich suchte der Doktor ihn zurückzuhalten, er entwand sich ihm und war bald den Augen seines Retters im verhüllenden Zwielicht entschwunden.

---

## V.

Rosenzweig kutschierte nach Hause, im kurzen Trab, im Schritt — wie es den Falben beliebte. Er hatte keine Eile. Wäre der Weg noch einmal so lang gewesen, er würde ihm nicht zu lang geworden sein. Dem, der über ein Wunder nachdenkt, vergeht die Zeit geschwind.

Gelogen, betrogen, einen Schurken bestochen — hatte er das wirklich getan, er, der redliche Rosenzweig? Um eines Menschen willen getan, den er noch vor kurzem für einen Feind der Gesellschaft, für seinen eigenen Feind gehalten?

Die widersprechendsten Empfindungen lieferten sich eine Schlacht in Nathanaels sonst so gleichmütiger Seele. Nur die schlimmste von allen, die Reue, war nicht unter ihnen.

Am Nachmittag kam Abraham, sein Geld zu holen. Ja, der Spitzbube nannte es sein, das schöne, zum Ankauf eines neuen Feldes bestimmte Geld. Finster gab der Doktor es hin.

Dann begab er sich auf das Kreisamt.

Er hatte die Absicht, seinem Chef die Ereignisse in der Schenke genau zu berichten, fand ihn jedoch so beschäftigt und in so ungewöhnlicher Aufregung, daß er es vorzog, zu schweigen. Auch in den folgenden Tagen ging es nicht besser.

Auf dem Amte herrschte in dieser Zeit eine beständige Unruhe, eine außerordentliche Tätigkeit. Der Kreishauptmann bewahrte mit Mühe den Schein seines heitern Selbstvertrauens. Die Zuversicht war erzwungen, mit der er beteuerte, alle Fäden des Netzes in seiner Hand zu halten, an dem Thyssowski in Krakau, Skarzynski im Bochnier, Julian Goslar im Sandezer, Wolanski im Jasloer und Mazurkiewicz im Sanoker Kreise knüpften. Die Untreue seines besten Freundes, der offen zur Revolutionspartei übergetreten war, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Er und der Doktor tauschten allmählich die Rollen. Der Ängstliche wurde der Sorglose und der Sorglose der Ängstliche.

Eines Morgens überbrachte Joseph seinem Herrn einen Brief, der durch einen Boten im Hause abgegeben worden war. Er enthielt zwei Eintausendguldennoten in ein Blatt gefaltet, auf dem die Worte geschrieben standen:

Meine Schuld bleibt ewig ungetilgt.

Nathanael barg das Blatt an seiner Brust und legte die Noten vor sich hin auf den Tisch.

„Joseph," rief er.

„Was befiehlst du?"

„Sieh diese zwei Bilder gut an. Weißt du, was sie vorstellen?"

„Viel Geld, mein ich."

„Geld! Geld! nun ja — aber noch etwas andres."

„Was denn, Herr?“

„Den Lohn deiner jahrelangen Arbeit . . . Nein, nicht ihren Lohn — ihren redlich verdienten Ertrag.“

Joseph sah den Gebieter fragend an.

„Dahin sieh, auf die Bilder, nicht auf mich,“ rief dieser. „Sie stellen noch ein drittes vor.“

„Was denn, Herr?“ wiederholte Joseph.

„Was denn? Soll ich Lubienka rufen? Die wüßte es gleich, daß es nichts andres sein kann als — dein Heiratsgut.“

Da rief Joseph mit einem Schrei der Wonne:

„Mein Wohltäter, mein Herr, du Gütigster!“ und wollte sich vor ihm niederwerfen.

„Steh!“ befahl Nathanael, legte beide Hände auf seine Schultern und blickte ernst in sein Angesicht, das sich zu ihm emporwandte wie zu einem Gott.

„Du hast eine harte Jugend gehabt, mein Joseph.“

„Ich? — Was sagst du, Herr? — Warst du nicht immer wie ein Vater gegen mich?“

„Nein, nein, mein Junge, wirklich nicht. Aber du bist gegen mich immer wie ein Sohn gewesen,“ antwortete der Doktor und setzte die für Joseph unverständlichen Worte hinzu: „Gäb es viele deinesgleichen, dann wäre der himmlische Sendbote kein Tor.“ —

Von nun an hatte Joseph glückliche Tage, und noch viel glücklicher wären sie gewesen, wenn die große Veränderung, die mit seinem Herrn vorgegangen war, ihn nicht bekümmert hätte. Sie fiel jedem auf und erregte das Befremden aller Freunde des Doktors. Er, der emsige Sparer, wurde oft von großmütigen Regungen ergriffen. Er, für den der Bettler und der Dieb bisher in eine Kategorie gehört hatten, begann zwischen ihnen

einen großen Unterschied zu entdecken. Er, auf den bisher die Reichen und der Reichtum eine starke Anziehungskraft ausgeübt, betrat nur noch gerufen die Schlösser, ungerufen aber die Hütten der Armen. Die Unruhe, die ihn umhergejagt hatte, war verschwunden. Mit stillem, hartnäckigen Eifer ging er seinem Berufe nach. Als die Revolution ausbrach und ihre ersten blutigen Opfer forderte, verstand er es, immer da zu sein, wo man seiner am meisten bedurfte. Nie, auch nicht in den schlimmsten Tagen, verließ ihn die kaltblütige Zuversicht: von der Revolution ist nichts zu fürchten.

Andrer Ansicht war der Kreishauptmann.

Alle Mutigen wandten sich schon der Überzeugung zu, der Aufstand müsse in kurzem beendet sein, als er noch davon sprach, die Provinz sei verloren, wenn nicht in höchster Eile eine Armee einrücke, die tausendköpfige Hyder der „verwüstenden Insurrektion" zu bekämpfen. Er meinte, Rosenzweig habe den Verstand verloren, als er eines Tages erwiderte:

„Die Insurrektion ist keine tausendköpfige Hyder, sondern ein hilfloses Kind. Mit Blumen in den Händen kommt es heran, mit einem Herzen voll Liebe, und mit Worten der Erlösung auf den Lippen. So kommt es zu uns. Aber wir sind Wölfe, Bären, Tiger, aber wir sind reißende Bestien. Wir verstehen die Sprache dieses Kindes nicht. Es predigt Erbarmen, Gerechtigkeit und Güte, und wir wollen von alledem nichts wissen, wir wollen mit niemand Erbarmen haben, als mit uns selbst, wir wollen bleiben, was wir sind, behalten, was wir haben, womöglich noch andern etwas wegnehmen, um uns zu bereichern. Und so wird es immer sein, und ein Narr,

der daran zweifelt! Und wir, reißende Tiere, wir werden das Kind zerfleischen und fressen, und uns zufrieden schlafen legen nach dieser Heldentat."

„Phantasterei! Das ist ja pure Phantasterei!" rief der Beamte voll Bestürzung aus. „Was ist mit Ihnen vorgegangen! Welcher Teufel hat Ihre gesunden Sinne verwirrt?"

„Wissen Sie," nahm er nach kurzem Schweigen wieder das Wort, „daß mir berichtet wurde, Sie hätten einer Zusammenkunft beigewohnt, in der der gefährlichste Kommunistenführer eine seiner berüchtigten Ansprachen hielt? Wissen Sie, daß schlechte Spötter behaupten, seine Beredsamkeit habe Sie zum Schwärmer gemacht?"

Nathanael ließ sich durch diese Anklage nicht außer Fassung bringen.

„Ein Schwärmer wäre ich," entgegnete er, „wenn ich an die Verwirklichung der Utopien glaubte, für die dieser ‚Kommunistenführer', wie Sie ihn nennen, lebt, und für die er sterben wird. Nun, nicht einmal unter dem Einfluß seiner Nähe, beim Wohllaut seines Wortes, unter den Blitzen seines Auges ist es mir auch nur durch den Sinn geflogen: Wer weiß? vielleicht doch! . . . Vielleicht vermag ein Beispiel, wie das deine, uns Selbstlosigkeit zu lehren und allgemeine Erfüllung der einfachsten Pflichten. O nein, nein! dazu kenne ich uns Menschen zu gut. Aber gedacht habe ich mir: du wirst zu Boden geworfen, zertreten, ein Narr geheißen und — vergessen werden. Kaum gibt es in zehn Jahren noch einen unter allen, die du liebtest, der deinen Namen nennt. Trotzdem ist der mächtige Fürst, den die Neugier oder der Wunsch sich populär zu machen, in deine Versammlung trieb, ein Bettler gegen dich. Reich bleibt ewig nur der Schen-

kende, und die Größe des Mannes mißt sich nach der seinen Idee und der Opfer, die er ihr bringt. Die deine hat das Maß überschritten, das sich in unsrer kleinen Welt verwirklichen läßt. Ihre Größe macht sich zum Irrtum, und dich zum Irrenden. So dachte ich; und ich, der Arzt, der eingefleischte Hasser und Verfolger alles Krankhaften, Überspannten, Wahnbefangenen, ich tat ein Gebet für ihn zu meinem Gott:

„Laß ihn sterben, umringt von allen Gebilden seiner Torheit, laß ihn ungeheilt sterben, o Herr!“

---

Dieses Gebet schien bald im vollkommensten Maße erhört.

Die Erhebung war am Widerstand der Landbevölkerung gescheitert; das Korps, das die Insurgenten aufgebracht hatten, war durch dreihundert Mann kaiserlicher Truppen und eine zehnfache Anzahl Bauern, die sich ihnen anschlossen, unter Benedeks energischer Führung, bei Gdow geschlagen worden.

Von der erlittenen Niederlage erhielt die Revolutionsregierung in Krakau entstellte Kunde.

Die Freiheitshelden waren, so lautete sie, nicht durch reguläre Truppen, sondern durch fanatisierte Bauernhorden überwältigt worden, die, bis Wieliczka vorgedrungen, sich jetzt im Anmarsche auf die Stadt befanden.

Ein Schrei der Rache erhob sich und — verstummte vor der Beredsamkeit eines Mannes, der Schonung des verblendeten und irregeführten Volkes forderte und verlangte, ihm als Bekehrer entgegengesendet zu werden.

Dieser Mann war Eduard Dembowski, und sein Wille geschah.

Vertrauend auf die Gewalt seines Wortes verließ er Krakau, von Priestern im reichen Ornate, von Fahnen und Kreuze tragenden Mönchen begleitet. Eine große Menschenmasse folgte, dreißig Scharfschützen deckten den Zug. Er überschritt die Weichselbrücke und bewegte sich durch die Vorstadt Podgorze auf der Straße nach Wieliczka.

Sie lag still und öde; so weit das Auge reichte, keine Spur von herannahenden Bauernrotten. Von Podgorze aus kam jedoch eine Schreckenskunde, der Nachhut durch eilende Boten zugetragen; sie durchlief den Zug wie ein Blitz:

Österreichische Truppen marschieren gegen Podgorze.

Ein rascher Befehl seines Führers, und der Zug trat den Rückweg an, in der Hoffnung, die Stadt vor den Kaiserlichen erreichen und die Brücke noch gewinnen zu können.

Auf den Anhöhen rechts von Podgorze angelangt, konnte der Sendbote schon den Sturm auf die Stadt und das siegreiche Vordringen der Truppen überblicken.

Die Kaserne war genommen, die Kirche besetzt, die polnischen Schützen, aus den Häusern vertrieben, jagten in ungeordneter Flucht der Brücke zu.

Grimm und Schmerz erfüllten bei diesem Anblick die Seele des Emissärs.

„Vorwärts! Mit Gott vorwärts, wir schlagen uns durch, wir erreichen noch die Brücke. Mut!“ rief er den zögernden Priestern zu. „Ihr habt nichts zu fürchten. Die man zum Sturme zwingt, folgen widerwillig. Es sind Galizier, sie schießen nicht auf ihre Landsleute, schießen nicht auf geweihte Priester!“

Er befahl, ein geistliches Lied anzustimmen, und in

majestätischer Ordnung, langsam und feierlich, kam die Prozession die Anhöhe herab. Der Emissär schritt voran im Bauernkleide, sein heller Kaftan schimmerte in der anbrechenden Dämmerung, in der Hand hielt er ein kleines schwarzes Kreuz.

Ungehindert gelangte der Zug durch den noch unbesetzten Stadtteil bis zur Kirche. Hierher aber war schon eine Kompagnie vorgedrungen, die den Weg zur Brücke versperrte.

Der Emissär machte Halt.

„Seht eure Brüder!“ sprach er die Soldaten an und deutete auf die Scharen, die ihm folgten. „Auch ihr seid Polen. Keinen Kampf, Brüder — gebt Raum!“

Schweigen antwortete ihm. Noch einmal begann er die Soldaten zu beschwören — da ertönte das Kommando:

„Fällt das Bajonett!“

Mit einem Blick der Verzweiflung sah Dembowski sich um.

Die Geistlichen und Mönche waren zurückgewichen. Seine Getreuen jedoch und die Schützen drängten sich um ihn.

„Kein Ausweg . . . Schießt — und vorwärts!“ rief er plötzlich mit wilder Entschlossenheit und drang auf die Soldaten ein.

Zwei Dechargen erwiderten den unerwarteten Angriff.

Nach der ersten sah man Dembowski noch aufrecht stehen, das Kreuz hoch über seinem Haupte schwingend. Nach der zweiten sank er, in den Kopf getroffen.

Rosenzweig erfuhr den Tod des Sendboten durch den Kreishauptmann, der seinen Bericht mit den Worten schloß: „So mußte ein Wahnsinniger enden.“

Die Prophezeiung Nathanaels traf ein, der idealste Vertreter der Revolution erfuhr den einstimmigen Tadel und Hohn aller Parteien, sein Andenken erlosch auch bald im Volke.

Seine Leiche war unter denen der in Podgorze Gefallenen nicht aufgefunden worden, und eine Zeitlang erhielt sich das Gerücht, er sei nicht tot, er lebe versteckt als Bauer und werde beim Ausbruch neuer Freiheitskämpfe auf ihrem Schauplatz erscheinen.

Als jedoch die Stürme des Jahres 1848 aufstiegen und verbrausten, ohne ihn aus seiner vermeintlichen Verborgenheit gelockt zu haben, erlosch auch in denen, die sie am längsten genährt hatten, die Hoffnung auf seine Wiederkehr.

---

Es war zu Ende der fünfziger Jahre, an einem milden Septemberabend, in einem Dorfe unweit der schlesischen Grenze. Vor der Schenke hielt eine gedeckte Britschka, der ein paar tüchtige Braune vorgespannt waren. Behaglich, ohne Eile, wie es guten Fressern geziemt, ließen sie sich den Inhalt einer vor ihnen aufgestellten Futterkrippe schmecken. Der Kutscher, ein ältlicher Mann, so wohlgenährt wie seine Pferde, hatte sich auf die Bank vor dem Hause gesetzt, dampfte aus einer kurzen Pfeife und machte sich ein Vergnügen daraus, die Fragen der hübschen Wirtsmagd mit einer schelmischen Zurückhaltung zu beantworten, die darauf abzielte, ihre durch die Ankunft völlig fremder Gäste ohnehin erregte Neugier noch zu spannen.

„Ihr fahrt wohl recht weit über Land?“ fragte sie.

„Weiter, als du denken kannst,“ erwiderte er.

„Vielleicht gar ins Ungarn hinein?“

„Pah! Das wäre ja nur ein Katzensprung!“

Das Mädchen stemmte den Arm in die Seite und lachte:

„Die möcht ich sehen, die Katz, die so springen könnt!“

„Bei uns zu Haus gibt's ihrer genug. Komm du nur hin, dann wirst sie sehen.“

„Ei, so was! . . . Aber wo ist denn Euer zu Haus?“

„Wo?“ Er deutete mit der Hand nach drei verschiedenen Richtungen: „Da — und da, und dort.“

„Geh weg, du spaßest.“

„Frag meinen Herrn, wenn du mir nicht glaubst.“

„Ja, just,“ spottete sie, „fragen — so einen Herrn!“

„Fürcht'st dich?“ — er zwinkerte sie verschmitzt an. „Hast es schon weg, daß er ein Hexenmeister ist?“

Sie schlug rasch und verstohlen ein Kreuz:

„So? Das hätt ich ihm nicht angesehen.“

„Ja, ein gar großer Hexenmeister. Macht die Kranken gesund, macht die Toten lebendig.“

„Die Toten?“ . . . Das Mädchen schauerte.

„Die Halbtoten also. Zu so einem sind wir g'rad auf dem Weg.“

Da kommt ihr ja zu spät, wenn ihr noch lang zu fahren habt.“

„Wir kommen nie zu spät. Der Herr sagt nur: Wart! — und der Tod wartet.“

„So? Hat dein Herr auch eine Frau?“

„Eine Frau hat er nicht, aber mehr als hundert Kinder.“

„Was du sagst?“ und wieder lachte sie helllaut auf.

Der Gegenstand dieses Gespräches war ein Greis von kräftiger Gestalt. Er trug eine Reisekappe und einen

langen, auf der Brust leicht verschnürten Rock. Den untern Teil des markigen, dunkelfarbigen Gesichtes bedeckte der Bart, der, weiß und dicht wie die Haare, in zwei mächtige Strähne geteilt, fast bis zum Gürtel herabwallte. Der Alte, die Hände auf dem Rücken, stand am jenseitigen Ufer des Teiches, der sich auf eines Steinwurfs Entfernung vom Wirtshaus befand und ein lang gestrecktes Oval bildete, an dessen einem schmalen Ende knorrige, ganz schief gewachsene Weiden ihre Zweige zu seinem trüben Spiegel niedersenkten, während das andre sich sanft gegen die ansteigende Dorfstraße verflachte.

Der Teich war alles in allem: Badeort für die Jugend, Waschanstalt für die Hausfrauen, See für das schwimmtüchtige Geflügel, Schwemme für die Pferde. Am Werktagabend ging es in seiner Umgebung lebendig zu. Große und kleine Knaben, barfüßig, die Hosen übers Knie gezogen, ritten ihre Pferde ins Wasser, bewundert und beneidet von den Kindern, die am Ufer standen oder saßen, die meisten als ziemlich lässige Hüter jüngerer Geschwister. Männer und Weiber kehrten vom Felde heim, und, von weitem schon angekündigt durch die Töne eines schallenden Gesanges, kam eine Mädchenschar, Rechen und Sicheln tragend, ins Dorf gezogen.

Unter den am Teiche spielenden Kindern war eines, das die besondere Aufmerksamkeit des Fremden erregte. Ein Bürschlein von etwa sechs Jahren, mit sehr lieblichem, aber blassem Gesichtchen. Seine schlichten, blonden Haare, im Nacken lang, über der Stirn gerade geschnitten, quollen reich unter dem Mützchen hervor. Er hatte tiefliegende, blaue Augen, eine schmale, leicht gebogene Nase und einen feinen, ausdrucksvollen Mund. Nach der Beschaffen-

heit seines Kaftans und seiner Stiefel zu schließen, gehörte er wohlhabenden Eltern an.

In der offenen Tür eines der nächstgelegenen Häuser war ein junges, hübsches Weib mit einem Kinde auf dem Arm erschienen und rief dem Knaben zu:

„Jasiu, der Vater kommt."

Da machte das Bübchen einen Luftsprung und lief von seinen Spielgefährten fort, dem Angekündigten entgegen. Der blieb stehen, beugte sich und lachte, als sein Junge in vollem Lauf an ihn anprallte. Er rückte ihm die verschobene Mütze zurecht, nahm seine Hand und schritt mit ihm weiter.

Es war ergötzlich, sie daher kommen zu sehen, den Bauern und das Bäuerlein, das zweite in Haltung, Gang, Gestalt und Kleidung das verkleinerte Ebenbild des ersten.

Sie näherten sich, und der Fremde bemerkte auf dem Gesicht des Bauern die entstellenden Spuren einer schweren Verwundung. Die rechte Wange war eingefallen und von Narben zerrissen, das rechte Auge geschlossen.

Auch ein Veteran der letzten Kämpfe, dachte der Greis und heftete den Blick immer aufmerksamer auf den Herankommenden. Ein märchenhaft-wunderlicher Einfall durchzuckte ihn. Plötzlich machte er ein paar rasche Schritte, stand dicht vor dem Bauern, starrte ihn an und rief:

„Ist es möglich?!"

Überrascht wich jener zurück, aber nur, um schon im nächsten Augenblick auf ihn zuzustürzen.

„Sie! O Gott, Sie — Doktor Rosenzweig!" sagte er mit einer Stimme, deren Wohllaut unvergessen in

der Erinnerung des Alten gelebt hatte. Früher als dieser gewann er seine Fassung wieder: „So habe ich Sie nicht umsonst erwartet, nicht vergeblich gehofft, daß Sie auf einem Ihrer Samariterzüge den Weg durch unser Dorf nehmen würden, um —“ fügte er mit Rücksicht auf das Publikum, das sie umgab, hinzu — „Ihren Diener Hawryl zu besuchen.“

„Hawryl —“ stammelte Rosenzweig, „Hawryl also . . . Wie geht's, Hawryl?“

„Überzeugen Sie sich selbst. Erweisen Sie mir die Ehre, in mein Haus einzutreten, ruhen Sie ein wenig aus unter meinem Dache.“

Schweigend, noch ganz betäubt, folgte der Doktor dieser Einladung und ließ sich zu dem Hause geleiten, auf dessen Schwelle die junge Frau stehen geblieben war und sich bemühte, das kräftige Kind in ihren Armen, das dem Vater jauchzend und mit ausgestreckten Händchen entgegenstrebte, festzuhalten.

„Mein liebes Weib, Herr Doktor,“ sprach Hawryl, und zu ihr gewandt: „Heiße ihn willkommen, Magdusia, einen werteren Gast kann uns der Himmel nicht schicken.“

Ihr Gesicht spiegelte die Freude, die sich auf dem ihres Mannes malte, rein und innig wider: „Seien Sie schön gegrüßt, Herr,“ sagte sie und lachte ihn mit ihren großen Augen treuherzig an.

Nathanael war wie im Traum. Erst in der Stube, allein mit Hawryl, begann er sich von seinem Staunen zu erholen:

„Sie leben! — Mensch, Sie leben! Ist das auch wahr, daß Sie leben? Aber wenn es wahr ist, so stehen Sie doch nicht so gleichgültig da —“

„Gleichgültig?“ rief Hawryl.

„So reichen Sie mir doch die Hand!“

Zum zweitenmal hielt er sie in der seinen — eine andre als damals, eine derb gewordene Hand, deren Besitzer den Bauern nicht nur *spielte*.

Sie nahmen Platz am Tische, der mitten in der freundlichen Stube stand, und lange dauerte es, bevor Hawryl, immer von neuem durch die verwunderten Ausrufungen des Doktors unterbrochen, die seltsame und doch so einfache Geschichte seiner Rettung beenden konnte.

Zunächst schrieb er sie der Kleidung zu, die er trug, als er bei der Kirche in Podgorze verwundet wurde und für tot liegen blieb. Er war, da sich noch Leben in ihm fand, mit andern Landleuten und Soldaten ins Spital nach Krakau gebracht worden. Dort hatte er das Bewußtsein wieder erlangt, bald aber auch die Überzeugung, daß der Arzt, der ihn behandelte, ihn keineswegs für einen Bauern hielt. Später verrieten ihm einige, wie absichtslos hingeworfene Worte des Doktors, daß er von ihm erkannt worden war.

An dem Tage, an dem man ihn für geheilt erklärte, kam der Direktor, ein Pole — man hatte die Spitalsleitung noch nicht gewechselt — in die Rekonvaleszentenstube.

Der Agitator sah diesen Mann damals zum ersten- und letztenmal in seinem Leben.

„Du heißest Hawryl Koska,“ sagte er zu ihm, „bist ein aus dem Königreich zugereister Untertan des Grafen Branski, der dich nach seiner galizischen Herrschaft, auf ein Bauerngut, übersiedelt. So lese ich in deinem Passe. Ist das richtig?“

Und ohne die Antwort abzuwarten, reichte er ihm

einen auf den Namen Hawryl Koska lautenden, mit einer auf ihn passenden Personalbeschreibung versehenen Paß, wandte sich an seinen Nachbar und ließ den Umgetauften stehen.

„In der verworrensten Gemütsstimmung, Freund," rief Hawryl, „in der ein Mensch sich befinden kann. Ich hatte zuversichtlich erwartet, nach meiner Genesung vor Gericht gebracht, und als einer der Unruhstifter erschossen zu werden und hatte mich auf den Tod vorbereitet, wie ein gläubiger Christ. Und nun sollte ich leben. — Mein erstes Gefühl war das der Enttäuschung, mein erster Gedanke schon ein Gedanke des Hochmuts: Gott spart dich auf. Er will nicht deinen Tod, er will deinen Dienst. Das Werk, das zu beginnen du ausersehen warst, du sollst es auch vollenden.

„Von diesem stolzen Glauben erfüllt, trat ich ins Volk und wurde sein Genosse; scheinbar ein Gleicher unter Gleichen, in meinen eigenen, eitlen Augen — ein verkleideter Prophet. O Freund! ein einziges Jahr dieses Lebens, und der vermeinte Prophet war ein demütiger Mensch geworden. Das für erreichbar gehaltene Ziel rückte in unabsehbare Fernen. Zu der Kirche, die ich mit einer herrlichen Kuppel krönen wollte, war der Grundstein noch nicht gelegt, ja, der Boden für ihn noch nicht ausgehoben! Nicht die Arbeit des Künstlers war zu tun, sondern die des bescheidenen Taglöhners.

Das erkannte ich.

Und nun — wäre ich nicht ein elender Wortheld gewesen, wenn ich es verschmäht hätte, mich an dieser Arbeit, dieser allerwichtigsten, zu beteiligen? . . . So griff ich denn zu Schaufel und Spaten, nicht bloß im bild-

lichen Sinn. Das Kruzifix, in dessen Zeichen ich dereinst zum Kampfe schritt — da hängt es über dem Bette meiner Kinder. O sehen Sie die ausgebreiteten Arme der Liebe, die verwundete Brust, das geneigte, edelste Haupt . . . Wer darf sich vermessen, in dieses Versöhners Namen aufzurufen zu Kampf und Streit?"

Er seufzte, aber sein Angesicht bewahrte den Ausdruck tiefsten, klarsten Friedens, und mit einem heiteren Lächeln fuhr er fort:

„So finden Sie den gefährlichen Agitator wieder. Ach, wenn ich an meinen Ausgang denke, an alles, was ich gehofft, was ich mir zugetraut habe — und jetzt! Vergnügt lege ich mich zur Ruhe und preise den Tag, an dem es mir gelungen ist, den Jan abzuhalten, sein Weib zu prügeln, den Martin, in die Schenke zu gehen, oder den Basil dahin zu bringen, seinen alten Pflug in den Winkel zu werfen und mit dem neuen auf den Acker zu fahren."

„Ihr Geheimnis aber," fragte Nathanael, den Gang des Gespräches unterbrechend, „war das nie in Gefahr, verraten zu werden?"

„Der vorige Gutsherr hat es mit ins Grab genommen. Für seinen Nachfolger bin ich ein Bauer wie ein andrer."

— „Ein Bauer! Ein Bauer! . . . Und so wollen Sie es forttreiben bis an Ihr Ende?"

— „Bis an mein Ende, und ich glaube nicht, damit etwas Großes zu tun und meinen Nächsten mehr zu geben, als ich von ihnen empfange. Ich bin keineswegs immer ihr Lehrer, sie sind auch die meinen. Ihre Freuden zu teilen, vermag ich nicht, aber in Leid und Schmerz haben wir uns oft gefunden. Ich habe Bauern vor ihrem verhagelten

Feld, ich habe Mütter an der Leiche ihrer Kinder stehen gesehen und Ehrfurcht gefühlt. Selten ist mir einer von ihnen verachtungswürdig erschienen, aber Hundert unzählige Male beklagenswert."

In seinem Auge leuchtete die alte schwärmerische Glut, seine gebräunten Wangen erbleichten vor innerer Bewegung:

„Es ist ein Schatz an Geduld, Ausdauer, heldenmütiger Ergebung in einen höheren Willen in diesem Volke, den alle Mißhandlung, die es erfahren hat, nicht zu erschöpfen vermochte. Aber seines Reichtums unbewußt, streut es ihn aus und erwirbt nichts dazu. Die Einsicht fehlt und mit ihr das Wirken der tätigen, sittlichen Kräfte. Genug! Genug! das alles wissen Sie so gut wie ich, und somit auch, daß es vieles nicht geringe zu tun gibt auf meinem geringen Posten. Ihn auszufüllen, reicht mein Können gerade hin. Hawryl Koska wird nicht umsonst gelebt haben. — Der Sendbote ist gestorben, ohne einen Jünger zu hinterlassen."

„Einen doch!" rief Nathanael. „Einen, den Sie aus den Reihen Ihrer eifrigsten Gegner geholt haben. Einen Mann, dessen Zwecke irdischer Natur gewesen sind, dessen Herz an verlierbaren Gütern gehangen hat und den Sie den Wert der unverlierbaren kennen gelehrt haben. Sendbote! da steht er vor Ihnen, Ihr Jünger in weißen Haaren."

Beide waren zugleich aufgesprungen, fielen einander in die Arme und hielten sich fest umschlungen.

# Jakob Szela.

# I.

Die einen nennen den Jakob Szela einen Volksführer, die andern einen Volksverführer; die ersten sehen in ihm ein Muster „schöner Loyalität“, die zweiten einen Räuber und Mordbrenner. Jene verehren ihn als einen Gesetzeskundigen und Weisen, während ihn diese für einen Winkelschreiber und Rabulisten erklären. Kaum ist jemals über eine geschichtliche Persönlichkeit so verschieden geurteilt worden, wie über den galizischen Bauern Jakob Szela, Grundwirt zu Smarzowa im Tarnower Kreise. Nicht einmal das Alter, in dem er sich anno 1846 — dem für Galizien so wichtigen und unglücklichen Jahre — befand, ist festgestellt.

Er war damals sechzig Jahre alt und im Vollbesitze seiner Kraft, sagen seine Ankläger. Er war ein siebzigjähriger, gebrochener Greis, sagen seine Bewunderer. Nur in einem Punkte stimmen alle überein, alle bestätigen, daß große Macht in den Händen dieses Mannes lag, dem Tausende seiner Standesgenossen unbedingtes Vertrauen schenkten und blind gehorchten.

Gleich nach seiner Erwählung zum Gemeindedeputierten hatte er einen Prozeß gegen die Gutsherrschaft beim Kreisamt anhängig gemacht. Er bewies, daß die Gutsherrschaft sich im Verlauf von sechsundfünfzig Jahren



4819
New York Public Library
115th STREET BRANCH
201 West 115th STREET
CIRCULATING DEPAR

von der Gemeinde Smarzowa wöchentlich um achtzig, in Summa einmalhundert zwei und dreißig tausend, neunhundert und sechzig Robottage mehr hatte leisten lassen, als jene zu leisten schuldig gewesen war, und verlangte Schadenersatz. Das Kreisamt nahm die Klage an, suchte aber Szelas Forderung zu vermindern. Der wollte jedoch kein Jota von seinem Rechte ablassen, respektive von dem Rechte derer, die er zu vertreten hatte, wollte auch auf keinen, noch so gut gemeinten Vorschlag zu einem Ausgleich eingehen, und legte eine solche Halsstarrigkeit an den Tag, daß der Kreishauptmann, Ritter von Breinl, sich endlich entschloß, den Vorstellungen der Gutsherren von Smarzowa nachzugeben, und in die Entsetzung Szelas als Gemeindedeputierten und Bevollmächtigten zu willigen.

Gegen den Ausspruch rekurrierte Szela sogleich beim Gubernium, wurde jedoch abgewiesen und vermahnt, sich an die kreisamtliche Entscheidung zu halten. Szela überlegte eine Weile und wandte sich dann mit einer klaren Darlegung des Sachverhalts an die Hofkanzlei nach Wien. Binnen kurzem erfloß von dort die Kassierung der Entscheidungen des Kreisamts sowohl wie des Guberniums. Die beiden Stellen erhielten den Befehl, Szela, gegen den als Gemeindevertreter nichts einzuwenden sei, auch sonst Ungünstiges nicht vorliege, nach wie vor als Deputierten seiner Ortschaft anzuerkennen. Dieser Beschluß erweckte in der Landbevölkerung eine grenzenlose Begeisterung und Dankbarkeit für die kaiserliche Regierung und steigerte Szelas Ansehen auf das höchste.

Der Prozeß nahm seinen Fortgang und war nahe daran, zugunsten des Klägers entschieden zu werden,

als die Revolution ausbrach, die einzige, in der das Volk den Ausschlag gab, indem es gegen seine vorgeblichen Befreier Partei ergriff. Kein Wunder, daß Szela bei dem merkwürdigen Ereignis eine große Rolle spielte — spielen mußte; die Konsequenzen seiner langjährigen Wirksamkeit traten zwingend an ihn heran, und den schlichten Bauer hat es wohl selbst befremdet, als er, eines Morgens erwachend, die Sense in seiner Hand in ein Richtschwert verwandelt sah.

Ob er es zum Heil oder Unheil geführt, ob er das rings auflodernde Feuer anzufachen oder zu dämpfen gesucht hat, darüber steht den für oder wider ihn Eingenommenen kein Urteil zu. Maßgebender für eine Charakterstudie des Bauernhäuptlings dürfen die Berichte eines kürzlich in Zabno verstorbenen Mannes sein, der den Szela persönlich gekannt, ihm aber ferngestanden hat und „sine ira et studio“ von ihm zu sprechen pflegte.

Der Mann war der alte Sikorski, ehemaliger Kastellan im Schlosse des Grafen O., eines Grenznachbars der Herren von Bogusz, Eigentümer von Smarzowa. Sikorski hatte in seiner Jugend bei Militär gedient, seines Fahneneides nicht vergessen, und kümmerte sich um Politik nicht im geringsten. Er folgte darin dem Beispiel seines Herrn, der auch viele Jahre Soldat gewesen war und diese Zeit als die fröhlichste seines Lebens bezeichnete. Die glücklichste für den Grafen, die seiner Ehe, hatte nur wenige Jahre gedauert. Nach dem Tode seiner Gattin, die ihm drei schöne und kräftige Söhne hinterlassen, gab er sich anfangs einer unmäßigen Trauer hin, suchte aber dann Zerstreuungen. Er kutschierte in der Nachbarschaft herum, hielt sich monatelang in Lemberg auf, verbrauchte mehr Geld, als er einnahm, drückte

seine Pächter und wurde seinen Bauern ein harter Herr. So schlecht es denen jedoch erging, von ihren Großeltern konnten sie hören, daß die jetzige Zeit Gold sei im Vergleich zur früheren, welche die Metapher von dem an den Pflug gespannten Bauern zur buchstäblichen Wahrheit gemacht hatte. Damals kostete es den Edelmann keinen Kreuzer, wenn er einen eigenen Untertan — und nur fünfzehn polnische Gulden, wenn er einen des Nachbars erschlug.

Der Graf fühlte für Szela immer eine gewisse Vorliebe, hielt ihn an, wenn er ihm begegnete, sprach und scherzte mit ihm, demütigte ihn übrigens mitunter auch recht grausam. Er haßte Szelas Gutsherren von Herzen wegen ihrer Österreich feindlichen Gesinnung, er hätte ihnen alles Schlimme gegönnt; aber daß ihnen Schlimmes durch einen ihrer eigenen Bauern zugefügt wurde, das war ihm doch nicht recht. Die Entschließung des Kreisamtes in bezug auf Szela hatte er als eine Ungerechtigkeit getadelt, die Entschließung der Hofkanzlei entrüstete ihn als eine Unklugheit. — „Das übersteigt die erlaubten Grenzen," sagte er; „das ist zu arg. Das heißt jede unmittelbare Autorität dem Landvolke gegenüber untergraben."

Von dem Tage an grollte der Graf dem Szela und wurde gar eifrig in seiner Mißstimmung bestärkt durch einen jungen Mann, dem er viel rascher, als sonst in seiner Art lag, sein Vertrauen geschenkt hatte, durch den Mandatar Jaslo.

Der Mandatar war überhaupt eine wichtige Persönlichkeit in der Umgebung des Grafen, ein bildhübscher Bursch von äußerst einnehmendem Wesen, mittelgroß, mager wie ein Windhund, geschmeidig wie eine Katze

und klug wie eine Schlange. Der Graf ſtand unter ſeinem Einfluß, die jungen Grafen waren von ihm bezaubert. Joſeph, der erſtgeborene, betete ihn förmlich an und wich nicht von ſeiner Seite.

Im Herbſt 1845 kam eines Tages Szela zu dem Kaſtellan Sikorski und bat, ihn beim Grafen zu melden. Eine ſolche Freiheit hatte Szela ſich nie herausgenommen, und Sikorski ſagte erſtaunt zu ihm: „Ich dich melden? Was fällt dir ein? Nicht einmal, wenn der Herr Graf gut aufgelegt wäre, täte ich's; wie denn heute, da er ſich in ſeiner übelſten Laune befindet, weil der Verwalter ihm nicht ſo viel Geld gebracht hat, als er auf die morgige Reiſe mitnehmen wollte."

Szela entgegnete, wenn der Herr Graf morgen ſchon wieder verreiſe, liege deſto mehr daran, daß er ihn heute noch ſprechen könne. Und er wußte dem Kaſtellan die Sache ſo dringend zu machen, ihm die Verantwortung, die er auf ſich lade, wenn er ihm nicht eine Audienz verſchaffe, als eine ſo ſchwere vorzuſtellen, daß Sikorski ſich zum Grafen begab und ihm die gehorſamſte Bitte des Szela vortrug. Der Graf ſprang vom Schreibtiſch auf, an dem er vor unordentlich durcheinander geworfenen Rechenbüchern und Schriften geſeſſen hatte und rief: „Herein mit ihm!"

Der Kaſtellan ſtutzte; ihm wurde heiß. Dieſen rauhen Klang in der Stimme ſeines Herrn kannte er und wußte im voraus, was Szela zu erwarten hatte. Er ging nach ſeinem Zimmer zurück und riet dem dort Harrenden: „Glaub mir, lauf noch jetzt davon. Ich will ſagen, daß du im letzten Augenblick den Mut verloren haſt, vor den Herrn zu treten. Das wird ihm in den Kram paſſen und ihn beſänftigen."

„Kann nicht sein," murmelte Szela, „geh du voran, Pan Kastellan, ich folge."

So begaben sie sich auf den Weg.

„Was willst du?" schrie der Graf dem Szela entgegen. Als der jedoch sich tief verneigte und voll Respekt an der Tür stehen blieb, da war's, als ob sein Anblick den Grafen umstimmte. Und in der Tat besaß der alte Grundwirt, obgleich er ungewöhnlich klein und schmächtig war, ein gar ehrwürdiges Aussehen. Zufällig hatte er sich gerade unter das Bild des Theuerdank gestellt, das an der Wand hing, und jedem Menschen mußte die Ähnlichkeit zwischen den beiden Köpfen auffallen, dem des großen Kaisers im samtenen, pelzverbrämten Jagdkleide, und dem des armen Bauers im weißen Leinwandkittel.

„Was willst du?" wiederholte der Graf.

„Ich möchte untertänigst bitten, unter vier Augen mit dir sprechen zu dürfen, hochgeborener Herr."

„Unter vier Augen? . . . Du bist keck! Ich habe keine Geheimnisse mit dir. Sprich vor dem Kastellan oder pack dich."

„Du hast zu befehlen, gnädigster Herr," antwortete Szela, ohne eine Miene zu verziehen — er hatte wohl keinen andern Empfang erwartet. „Ich bin gekommen, um dich zu warnen; du befindest dich in einer großen Gefahr."

„So . . ." Der Graf zwirbelte an seinem Schnurrbart und trat näher auf Szela zu: „Mich zu warnen, kommst du, und vor wem?"

„Vor einem deiner Diener, der dich bestiehlt."

„Bestiehlt?"

„Ja, hochgeborener Herr Graf. Er stiehlt dir das liebste, das du hast — deine Kinder."

„Was soll das heißen? Welchen Unsinn schwatzest du?“

„Laß dich herab, mich anzuhören,“ flehte Szela. „Du hast einen Mann im Hause, der zu den Polen hält und ein Feind des Kaisers ist.“

„Wohl auch dein Feind?“ fragte der Graf höhnisch, und Szela, ohne die Ironie dieser Worte zu verstehen, gab mit ruhiger Stimme zur Antwort: „Freilich, Herr. Der Feind des Kaisers ist auch mein Feind.“

„Aha! . . . Wie heißt der Mann, von dem du redest?“

„Jaslo, Pan Jaslo, der Mandatar.“

Jetzt brach das Gewitter los: „Hund, niederträchtiger, verleumderischer Hund! Meinen besten Diener wagt die Bestie zu begeifern, weil sie weiß, daß sie bei ihm nicht in Gnaden steht? . . . Weil Jaslo wie jeder Vernünftige sagt: Unrecht getan hat die Hofkanzlei, indem sie auf den Rekurs des frechen Kerls anders geantwortet hat, als mit einer Anweisung auf fünfzig Stockstreiche?“

„Es ist mir zu Ohren gekommen, gnädiger Herr, daß Pan Jaslo so ungebührliche Reden führt.“

„Und deshalb also? . . . Dem soll ich den Mund stopfen? Ein Mensch, meinst du, der bei der Hofkanzlei Gehör gefunden hat, wird auch bei einer Herrschaft Gehör finden? Aber da hast du dich verrechnet . . . Die Herrschaft holt nach, was die Hofkanzlei versäumte . . .“

Dem Grafen quollen die Augen aus dem Gesicht, seine Lippen waren weiß; er ballte die Hand um einen Reitstock, den er vom Wandgestell gerissen hatte, und ein Hagel von Schlägen fiel auf den Kopf und die Schultern

des Bauers. Dieser stand unbeweglich, zuckte nicht einmal; nur eine grenzenlose, verzweiflungsvolle Traurigkeit sprach sich in seinem faltigen Antlitz aus.

Plötzlich war's, als ob den Grafen Scham ergriffe über das Büttelknechtsamt, das er ausübte. Statt ihn zu besänftigen jedoch, reizte ihn der Gedanke nur zu größerer Wut gegen den, der ihn dahin gebracht hatte, sich so zu entwürdigen.

Szela tat nicht das geringste, um seinen Grimm zu mildern. „Ich brauch mir im Grund deine Schläge nicht gefallen zu lassen, gnädiger Herr," sagte er, als der Graf seinem Stock Ruhe gönnte. „Dessen ungeachtet bitte ich dich: schlag zu! aber nimm dir meine Warnung zu Herzen."

Natürlich tobte darauf der Graf noch ärger als früher. Kein Schimpfwort, das er dem Szela nicht zugeschrien hätte. Zum Schluß schwor er einen so törichten Eid, wie ihn nur der rasendste Zorn eingeben kann: Lieber wollte er untergehen, lieber seine Kinder vor seinen Augen sterben sehen, als seine oder ihre Rettung einem elenden Kerl von Bauern danken zu müssen. „Hinaus! Hinaus mit dir, du lügnerischer Schurke! und wenn du dich je wieder blicken lassen solltest, dann hüte dich vor den Hofhunden."

Das war der Reisesegen, den Szela mitbekam.

Der Kastellan nahm den Alten mit auf seine Stube und brachte ihm Wasser, um sein blutrünstiges Gesicht zu waschen. Ihn jammerte des schwer Mißhandelten, er konnte sich aber doch nicht enthalten, ihm zu sagen: „Recht ist dir geschehen. Warum hast du durchaus zu ihm gehen müssen!"

Szela rieb sich die zerbläuten Schultern mit dem

Rücken der Hand: „Armer Herr Graf — für so verblendet hätte ich ihn nicht gehalten. Armer Herr! Ganz betört hat ihn der polnische Schwätzer. Bete zu Gott, Herr Kastellan, daß er das große Unglück abwende, das dieser Mensch über den armen Herrn Grafen und sein ganzes Haus bringen kann."

Am Nachmittag ließ der Graf den Mandatar rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Verstört und bleich war Jaslo in das Zimmer seines Herrn getreten, wohlgemut und friedlich kam er wieder heraus. Das leibhaftige gute Gewissen könnte nicht in liebenswürdigerer Gestalt einhergehen. Der Kastellan begegnete ihm im Gange und ärgerte sich später darüber, daß er dem jungen Mann für seinen Gruß gar so freundlich gedankt hatte. Aber das war es ja, daß er einen immer wieder gewann. Wer ihn sah, konnte nichts schlechtes von ihm denken. Vielleicht, weil er selbst in dem Glauben handelte, recht zu tun, indem er alle, die einer andern Partei angehörten als er, zu betören und zu verführen oder zu — verraten suchte.

Nach der Abreise des Grafen begann er übrigens sein Spiel ziemlich offen zu treiben. Er schien sich das Vorgehen des Herrn Longchamps, Güterkommissärs beim Fürsten Sanguszko, zum Muster zu nehmen, der, sobald der Fürst seine Residenz verlassen hatte, um sich zum Winteraufenthalt nach Paris zu begeben, Schloß Gumnisk zu einem Vereinigungspunkte für Anhänger, Agenten und Emissäre der Propaganda aus allen Ecken und Enden Westgaliziens machte. Mit diesen Leuten verkehrten Jaslo und Graf Joseph beständig; und auch die jüngeren Grafen, deren Hofmeister der Beredsamkeit Jaslos lange widerstanden hatte, jetzt aber anfing schwankend zu wer-

den, sangen: „Jeszcze Polska“ und freuten sich in ihrer kindischen Weise auf den baldigen Ausbruch der Revolution.

Seltsam war die Stimmung im Dorf. Am Sonntag Sexagesimä fanden sich bedruckte fliegende Blätter auf den Bänken in der Kirche vor und wurden von den meisten Andächtigen — aus gutem Grunde ungelesen — ins Gebetbuch gelegt. Die wenigen aber, die gelehrt genug waren, um sich mit ihrem Inhalt vertraut zu machen, erfuhren daraus, der Bischof von Jerusalem habe, während er das heilige Meßopfer darbrachte, eine Stimme vom Himmel vernommen. Das Gebet, das sie gesprochen, teile er hier der Christenheit in Polen zu ihrem Nutz und Frommen mit. Jeder, der es nachgebetet, sei verpflichtet, es siebenmal abzuschreiben und an andre zu verteilen. Er werde dann als ein Gefeiter durch die drohenden Gefahren wandeln. Bald müsse das Blut stromweise fließen; nachher aber stehe eine gesegnete Zeit in Aussicht, in der die Früchte der Erde in unerhörter Fülle gedeihen und die Ländereien blühen würden gleich einem Paradiese.

Ströme Blutes! — Oft schon hatten die Bauern gehört, Ströme Blutes *werden* fließen; jetzt hieß es: sie *müssen* fließen; durch den Mund des Heiligen wurde es verkündet. Wenn aber Blut strömen soll, muß es vergossen werden, und wer soll es vergießen? . . . Wer anders als die, deren Sache es ist, auf den Feldern, die es düngen wird, zu säen und zu ernten? . . . So schlossen die meisten; nur einige ängstliche Seelen waren der Meinung: „Weit gefehlt! Die polnisch gesinnten Herren werden uns umbringen, uns Austriaci!“ Ein dumpfer Druck lag auf allen Gemütern, den nur da und dort das Aufblitzen eines wil-

den Entschlusses, eine Verheißung der Rache für mehr als sechshundertjährige Bedrückung unterbrach. Auf dem Kreisamt herrschte rege Tätigkeit; täglich wurden neue Verschwörungen entdeckt und neue Verhaftungen vorgenommen. Jeder Freund des Friedens fing schon an zu hoffen, es werde den Ruhestörern das Handwerk bald gelegt sein, als grausige Gerüchte aus der Nachbarschaft in das Dorf drangen. Die Edelleute, erzählte man sich, wollen ihre Bauern zum Kampf gegen die Regierung aufstacheln und werden von den Bauern erschlagen; ihre Häuser, ihre Kastelle werden ausgeplündert und in Brand gesteckt.

In der Nacht des 18. Februar ging Sikorski, von namenloser Bangigkeit gepeinigt, von Zimmer zu Zimmer. An dem der kleinen Grafen lauschte er; da war alles still, sie schliefen. Im großen Saal, mit den sechs hohen Fenstern, traf er den Grafen Joseph, der aufmerksam in die Ferne hinausspähte. Der Mond war noch nicht aufgegangen, die Nacht aber schnee- und sternenhell. An zwei Punkten des blaugrauen Horizontes wallten von feurigen Funken durchsprühte weißliche Rauchsäulen empor. „Um Christi willen!“ seufzte Sikorski, „zwei Dörfer brennen!“

„Das dritte noch nicht, und das ist schlimm,“ sprach Joseph, „viel schlimmer als du denkst, alter Sikorski.“

Der Kastellan entsetzte sich über diese Worte und fragte den jungen Herrn, wie er, der doch ein gutes Herz habe, solche Reden zu führen imstande sei? Joseph lächelte und erwiderte mit einer altklugen und kalten Miene, die ihm ein ganz verändertes Aussehen gab: „Was willst du? Einen Pfannkuchen bereitet man nicht, ohne Eier zu zerschlagen.“

Es wurde Mitternacht. Joseph blickte unverwandt nach einem dunkeln Fleck am Horizonte aus, den endlich das sanfte Licht des Mondes, aber nicht das eines Schadenfeuers erhellte.

Am nächsten Morgen, in aller Gottesfrühe, sandte Pan Jaslo den Sikorski mit Briefen auf die Post, nach dem Städtchen, das im Schlitten mit guten Pferden in einer Stunde zu erreichen war. Dort wurde dem Kastellan eine große Anzahl Neuigkeiten mitgeteilt, die ihm die Haare zu Berge trieben. Er erfuhr, in welcher Gefahr sich die Edelleute überhaupt, insbesondere aber jene befanden, die sich der Revolution angeschlossen hatten. „Wenn Euer Graf in Lemberg ist," sagte der Posthalter, „kommt er gewiß heut oder morgen zurück. Es sind reitende Boten mit Alarmnachrichten nach der Stadt geschickt worden." Fast närrisch vor Angst stieg Sikorski wieder in den Schlitten und hieß den Kutscher nach Hause jagen, so rasch die Pferde laufen konnten.

Als er ins Dorf kam, sah er schon die Bauern scharenweise auf dem Wege nach dem Schlosse begriffen. Jeder von ihnen trug eine Sense oder einen Dreschflegel auf der Schulter.

„Wohin?" fragte Sikorski.

„Wie du siehst, ins Schloß. Der Herr Mandatar hat uns befohlen, die Sensen gerade zu nageln und uns auf der Wiese vor dem Haustor aufzustellen."

„Gott verdamm ihn!" rief Sokorski, sprang aus dem Schlitten und rannte ins Amtshaus, zum Mandatar. Der Vogel war schon ausgeflogen und wahrlich in prächtigem Gefieder. Der alte Diener sah ihn, gekleidet wie zu einer Hochzeit, eben aus der Halle treten, als er selbst ganz atemlos dort anlangte. Noch präch-

tiger nahm Joseph sich aus in der reichen polnischen Tracht, den Säbel umgeschnallt, zwei Pistolen im Gürtel. Er stand zwischen seinen jüngeren Brüdern, und auch diese Kinder, die sich freilich Jünglinge dünkten, waren gekleidet und bewaffnet wie die Erwachsenen. Einige Dominikalbeamte und ein halbes Dutzend Herren, die Sikorski bisher nie zu Gesicht bekommen hatte, bildeten ihr Gefolge. Der Ortsgeistliche hielt sich neben ihnen.

Eine Menge Schlachzizen, kleine Edelleute aus der Umgebung, waren angefahren und geritten gekommen und tänzelten um Jaslo herum. Wenn er feierlich dastand, wie ein Hochzeitsgast, so gebärdeten sie sich, als ging's zu einem Balle.

„Da bin ich!" rief der Kastellan schon von weitem, „hört meine Nachrichten!" Aber den Herren war es nicht um seine Nachrichten zu tun. Sie winkten ihm zu schweigen, schoben ihn hinweg oder verhöhnten die Feigheit und Leichtgläubigkeit, der sie die Warnungen zuschrieben, die er dem und jenem zuflüsterte. Daß er sie vor den Bauern nicht laut ausschreien durfte, das versteht sich von selbst.

Und diese Bauern! Ihr Zuströmen wollte kein Ende nehmen. Ein Schwarm nach dem andern marschierte herein. Das Gedränge wurde immer ärger, der Raum immer beengter. Links vom Schloß begrenzte ihn das Gitter zwischen Garten und Straße, rechts eine steile Böschung. Wie auf Verabredung hatten sich die Leute um drei Männer, die alle andern hoch überragten, in Treffen geschart: in der Mitte des Planes um den Urlauber Sabata, der in Lemberg, in der zweiten Kompagnie des Grenadierbataillons, als Flügelmann stand. Nächst der Böschung umstanden sie den Geschworenen

Iwan, den stärksten Branntweintrinker im Orte, ein harmloser Riese, wenn er sein Räuschlein hatte, ein zornwütiger Krakeeler, wenn er nüchtern war. An der Seite des Gitters drängten sich die Leute um Wisniak, den trockenen Spaßmacher, der nie lachte, und den eine Prügelstrafe noch nie zum Jammern gebracht hatte, ein sechs Schuh langer Kumpan mit einer hohen Schulter und mit einem Gesicht wie aus gebräuntem Eichenholz geschnitten.

Die Edelleute, es mochten ihrer dreißig bis vierzig sein, standen in der Halle, ließen sich durch die Dienerschaft Likör servieren und tranken auf das Wohl des wiedererwachten Polens. Jaslo und die Gräflein aber schritten ganz militärisch die Front der Bauern ab, und diese schmunzelten so freundlich hinter ihnen her, daß Sikorski schon dachte: „Der Himmel sei gepriesen, sie lachen! Die ganze Geschichte läuft bei uns auf einen Scherz hinaus und endet mit einer tüchtigen Beschämung des Herrn Mandatars.“

Nun stand dieser still und hielt den Leuten eine Ansprache. Er begrüßte sie als die Bürger eines neuen Reiches, in dem es keine Robot, kein Salz- und Tabaksmonopol geben werde, und forderte sie auf, unter der Führung des jungen Grafen nach Tarnow zu ziehen, um dort die österreichische Obrigkeit abzutun und eine polnische einzusetzen. Seine Rede, welche die Schlachzizen zu dem stets erneuten Rufe: „Vivat Polonia“ begeisterte, war mit vielen schönen Worten von Freiheit und Vaterlandsliebe verziert, und er trug sie mit Feuer vor. Aber sie zündete doch nur bei denen, die ohnehin schon brannten; auf die Bauern machte sie keinen andern Eindruck als den der Überraschung. Und auch dieser ge-

ringe Erfolg wurde zunichte und verwandelte sich in höhnische Heiterkeit, als Wisniak, über die Köpfe seiner Umgebung weg, dem Mandatar die flache Hand hinstreckte und ihn ernsthaft bat, ihm auf die eben eröffneten schönen und sicheren Aussichten — zwei Gulden zu leihen.

Zornig brauste Jaslo auf; doch der Priester legte ihm beschwichtigend die Hand auf den bereits zum Schlag ausholenden Arm und begann seine Gemeinde selbst anzureden.

Der sanfte und gütige Herr bebte vor Aufregung; seine sonst so fahlen Wangen färbten sich, ein Widerschein längst erloschener Jugend schimmerte auf ihnen, aus den rötlich umränderten Augen leuchtete schwärmerische Begeisterung. Er rief sein Volk in den Streit für die heilige Sache; er verhieß ihren siegreichen Vorkämpfern den Besitz eines irdischen und ihren Märtyrern den eines himmlischen Paradieses. Die übermächtige Empfindung raubte ihm zuletzt die Stimme; er konnte nur segnend die Hände erheben, indes die Bauern sich bekreuzten, die Edelleute einander in die Arme fielen, dann die Säbel zogen und schwangen, und dem Grafen Joseph zuriefen, Befehl zum Aufbruch zu geben. Der junge Herr tat es, ließ sich eine Fahne reichen, die einer der Schloßdiener bereit gehalten hatte, und entfaltete sie . . . Der Kastellan meinte, der Schlag müsse ihn treffen — es war die weißrote Fahne, die Joseph emporhob, und der seine Brüder zujauchzten.

Ein schrecklicher und zugleich rührender Anblick, diese drei irregeleiteten Kinder! Guter Gott, wer hätte die Macht ihrer lieblichen Schönheit nicht empfunden, wer nicht Erbarmen mit ihrer unschuldigen Schuld? . . .

Die dort! durchschauerte es den alten Diener mit tödlichem Schreck, die gewiß nicht, die jetzt noch dastehen wie eine Herde ängstlicher Schafe und sich jeden Augenblick in ein Rudel Wölfe verwandeln können . . . Beginnt es nicht schon unter ihnen zu gären? Was stecken sie die Köpfe zusammen und gestikulieren und scheinen einer den andern in einem gefaßten Entschluß befestigen zu wollen? Der Kastellan vernimmt deutlich in ihren halblauten Reden den Namen Szela.

„Vorwärts!“ ruft nun Jaslo, der sich nicht mehr kennt vor Unwillen und Zorn, und die aus seinem Anhang rufen drein:

„Wenn euch die jungen Herren führen, habt ihr zu folgen!“

„Indessen ihr hier zögert und euch besinnt, ziehen die andern Bauern mit ihren Herren nach den Kreisstädten und lassen sich's dort wohl sein.“

„Unser Herr ist nicht da,“ versetzte Iwan und blickte mit einer offenbar gespielten Stumpfsinnigkeit um sich.

Der Priester seufzte und wollte wieder das Wort ergreifen, doch wurde es ihm durch einen Schreiber abgeschnitten, der schon die ganze Zeit hindurch seine Beredsamkeit auf eigene Faust an den Bauern geübt hatte. Er trug einen schäbigen Pelz, die Konfederatka baumelte unsicher auf seinem spitzen Kopfe, und ein alter Hirschfänger hing an fettigem Riemen an seiner Seite. „Euer Herr ist gar kein Herr mehr!“ kreischte er in gebrochenem Polnisch, „euer Herr ist kaiserlich — es gibt nur noch polnische Herren!“

„Sehen sie alle so aus wie du, die neuen Herren?“ entgegnete Wisniak laut und langsam und setzte den Hut auf, den er bisher in der Hand gehalten hatte.

Ach — der Beifall, den diese Äußerung und diese Gebärde erweckten, klang nicht harmlos mehr! In der trägen Masse des Volkes war ein unheimliches Leben und Regen erwacht. Haß, Hohn, eine finstere Entschlossenheit zum Widerstand kündete sich plötzlich und allgemein an in der Haltung der armen Froner.

Aber daß ihnen durch die Bauern Gefahr drohen könne, fiel den Edelleuten nicht ein. Sie warnten, sie schrien, sie schickten sich an, die vier- und fünffache Überzahl der Landleute zum Gehorsam zu zwingen. Mit der flachen Klinge schlugen sie drein, einige feuerten ihre Pistolen in die Luft.

„Nehmt euch in acht!“ rief Iwan ihnen zu, und im selben Augenblick rann ihm das Blut über die Wangen. Ein Schlachziz hatte ihm sein eben leer getrunkenes Glas an die Stirn geworfen.

Iwan mußte heute nüchtern sein, denn dieser Scherz, der ihn im angeheiterten Zustand höchstens, wie man zu sagen pflegt, „einen Lacher gekostet“ hätte, versetzte ihn in Wut. Mit Geheul brach er aus seiner Schar wie ein Raubtier aus dem Dickicht und schwang den Dreschflegel. Der geistliche Herr trat ihm entgegen mit erhobenem Kruzifix, parierte den Schlag und — sank lautlos zu Boden, das erste Opfer des wilden Kampfes, der jetzt entbrannte.

Durch das Getümmel drängte sich der Kastellan zu Joseph heran: „Du bist betrogen! Überall unterliegen die Polen, nicht die Kaiserlichen . . . Rette dich, rette deine Brüder. Die andern überlaß ihrem verdienten Schicksal . . .“ Er hatte ihn am Kleide gefaßt: „Komm! Hinein ins Schloß!“

Joseph entriß sich ihm. „Die Polen unterliegen?“

stammelte er tonlos und schrie dann laut auf: „Den Polen zu Hilfe! Jaslo! Jaslo!“

Der Mandatar hörte ihn nicht, er befand sich im Handgemenge mit dem rechten Flügel der Bauern; von seinen Getreuen, die ihm Beistand leisteten, wälzte sich schon einer — der Schreiber — von einem Sensenhieb getroffen, im Schnee. Joseph wollte auf seinen Freund zustürzen, die beiden Kleinen folgten ihm auf den Fersen . . . Als sie an Sabata vorüberkamen, stellte der sich ihnen in den Weg. Mit einem raschen Griff entriß er dem jungen Grafen die Fahne: „Fort mit dem Fetzen! Ich bin kaiserlicher Soldat und will den Fetzen nicht sehen!“

„Wir sind auch kaiserlich!“ tönte es ihm zurück, und ein lauter Jubel erscholl, als Sabata die Fahne mit Füßen trat, ihre Stange in Stücke brach und sie in die Schloßfenster schleuderte.

Wütend zog Joseph den Säbel und stürmte auf die Bauern ein und — Sikorski hätte lachen müssen, wenn ihm das Weinen nicht näher gewesen wäre — die beiden Brüder ihm nach. Die Bauern wehrten ab mit den Stielen der Sensen, wichen etwas zurück. Es bildete sich eine Bucht in der gestauten Menschenmasse. Plötzlich schloß sie sich hinter den jungen Herren, und sie waren den Augen Sikorskis entschwunden. „Ihr Leute! Ihr Leute!“ rief er, „um Gottes willen . . . Was tut ihr . . . Auseinander! Platz, ihr Leute, ihr Hunde!“

Er und einige Schloßdiener, die der ganzen Begebenheit bisher stumm und neugierig zugesehen hatten, warfen sich den Bauern entgegen. Sie prallten an wie an eine Mauer. Sie schrien: „Gebt uns die jungen Herren heraus!“ schrien, was sie konnten, und hörten

ihre eigenen Stimmen nicht in dem herrschenden Tumult. Die Panowies*) schossen, die Bauern gebrauchten ihre Sensen und Dreschflegel mit furchtbarem Erfolg. Das alles sah Sikorski noch . . . auf einmal wurde ihm grau vor den Augen und ihm war, als sei ein schwerer Stein auf seinen Kopf gefallen. Er wankte, sank aber nicht; ein starker Arm empfing ihn, hielt ihn, und als er sich mit Gewalt zusammennahm und emporblickte, sah er in das Angesicht dessen, den er so gräßlich fürchtete und doch so heiß ersehnt hatte — in das Angesicht seines Herrn. Ein wahres Totenangesicht! und ein grausiges Wunder schien's, daß diese Lippen sich öffneten und sprachen: „Die Kinder . . ."

Er deutete mit ausgestreckter Hand auf die Wirbel, die da und dort im Gedränge entstanden, wie sie sich im Wasser an Stellen bilden, an denen ein schwerer Gegenstand untertaucht. Nie hat ein Mensch einen qualvolleren Kampf gekämpft, als damals dieser Mann, dieser Vater.

Im Begriff vorzudringen, besann er sich, die zu reizen, die seine Kinder in ihrer Gewalt hatten. Und so erhob er eine unvergeßlich schreckliche, keuchende, gepreßte Stimme, deren flehendem Ausdruck die wutsprühenden Augen, die krampfhaft geschlossenen Fäuste, die Haltung des wie zum Sprung vorgebeugten Oberkörpers widersprachen:

„Lieber Sabata! Mein alter Blonski! und du, Sofka — ich bitte euch, gebt mir meine Kinder heraus . . . Ich werde euch ewig dankbar sein."

Die Angerufenen blickten einander stumm an und rührten sich nicht. Erst nach einer tödlichen Pause be-

*) Herren.

gann einer von ihnen: „Deine Kinder sind Polen, wir sind keine Polen. Deine Kinder haben uns zum Hochverrat verleiten wollen, wir aber . . .“

Die Fortsetzung seiner Rede wurde durch ein ohrenzerreißendes Geschrei übertäubt. Der Kampf Jaslos und seiner Anhänger nahte der Entscheidung zugunsten der Sensenmänner, und der Anblick ihrer überwundenen, blutenden Gegner wirkte berauschend auf die Sieger: „Die Prophezeiung! Die Prophezeiung! Das Blut, das in Strömen fließen muß, ist das Blut der Herren! . . . Hurra! schlagt die Herren tot!“ brüllten sie mit kannibalischem Entzücken und gebrauchten ihre mörderische Waffe. Sikorski sah den Grafen die unbewehrten Hände gegen den Himmel erheben und dann vorstürzen in den sicheren Tod . . .

Möge ein Mensch versuchen zu schildern, wie dem Kastellan zumute war, als jetzt der Ruf: „Szela kommt! Szela kommt!“ wild jauchzend in die Lüfte stieg. Auf der Straße, vor dem offenen Gittertor, hielt ein Zug von Bauernschlitten, beladen mit einer gräßlichen Fracht. Landleute aus der Nachbarschaft führten die Leichen der von ihnen ermordeten Gutsherren auf das Kreisamt nach Tarnow. Dieser haarsträubende Anblick erweckte in der Menge ein Triumphgefühl, das den höchsten Grad erreichte, als Szela raschen Schrittes den Garten betrat. Finster schaute er drein, wies alle, die ihm huldigend nahen wollten, rauh hinweg und fragte: „Was tut ihr?“

„Was du getan hast, Väterchen! Wir erschlagen die Panowies, die gegen den Kaiser sind.“

Er richtete seine gebeugte Gestalt empor und griff sich nach dem Kopf: „Ist euer Graf gegen den Kaiser?“

„Er nicht, nein, er nicht . . .“

„Nun denn, ihr Dummköpfe! Ihr Gottverlassenen! Wie oft habe ich euch schon gesagt: von keinem haben wir etwas Gutes zu erwarten, außer vom Kaiser und von den Beamten und Herren, die ihm treu sind.“

„Wir wissen es, Väterchen, wir wissen es.“

„Weh euch, wenn ihr es wißt und nicht danach handelt!“

Bestürzt schwiegen die Bauern, scharrten mit den Füßen, neigten sich demütig. Nur der Urlauber Sabata faßte Herz genug, um — den Hut ehrerbietig in der Hand — zu sprechen: „Der Graf ist ein strenger Herr.“

„Hol dich der Teufel — streng! . . . Wenn noch so streng . . .“ Er unterbrach sich, machte eine kurze Pause und fuhr fort: „Wenn er dich zweimal schlägt, so denk: ein polnischer Herr hätte mich viermal geschlagen.“

„So denken wir ohnehin, Väterchen.“

„Um so besser! dabei bleibt und krümmt mir kein Haar auf dem Haupt eures Herrn! heilig, — versteht ihr mich? — heilig soll jeder österreichische Gesinnte euch sein!“

„Er ist es ja,“ meinte Sabata in einiger Verlegenheit. „Aber seine Beamten, Väterchen, seine Kinder . . .“

„Wo sind die Kinder?“ fuhr Szela ihn an und wiederholte heftig, als die Antwort auf sich warten ließ: „Wo sind die Kinder eures Herrn?“

— „Ja, wo sind sie? . . . Wer hat sie zuletzt gesehen? — Der Iwan? Nein, der Wisniak, der balgte sich mit ihnen. Dort, rechts, wo der Bauernrichter steht . . .“

Der Bauernrichter will sie nicht gesehen haben. „Sie werden in den Schwarm geraten sein, der mit den Panowies kämpfte," sagte er. „Und wenn ihnen etwas geschehen ist, Väterchen, je nun — sind Lechi*), Väterchen, und verdienen Strafe."

„Nicht durch euch! Ihr Vater wird sie strafen, dem kommt es zu, nicht euch!" rief Szela in schmerzlichem Zorn. Alle verstummten, und durch die lautlose Stille drang nun ein zitternder Hilferuf, ein Schluchzen und Weinen an sein Ohr. Er lauschte, erhob gebieterisch die Hand — die Menge teilte sich und gab Raum . . .

— In dem Augenblick, in dem Szela an der Spitze der fremden Bauern erschienen war, hatte der Graf Abrechnung gehalten mit seinem Gott und ein stummes Gebet gesprochen: „Mach's gnädig, Allbarmherziger! Mach's den Kindern gnädig. Was es jetzt zu erdulden gibt, laß mich es allein erdulden . . . Schenk den Kindern ein sanftes Ende."

Ein sanftes Ende unter den Händen wilder Bestien, empörungstoller Sklaven? Welch ein Gebet! Muß man nicht selbst toll sein, um auf seine Erhörung zu hoffen? Verzweifelnd hatte sich der Unglückliche der berauschten und blutdürstigen Horde entgegengeworfen und dem ersten, auf den er traf, die Sense entrissen, nicht um sein Leben teuer zu verkaufen, sondern um im Sterben noch seinen Kindern ein furchtbares Totenopfer zu bringen. Er meinte, der Boden unter seinen Füßen schwände, meinte das Bewußtsein der Wirklichkeit zu verlieren, als das Gedränge, in dem er sich eben erst befunden hatte, nachließ, die Leute auseinander stoben und er allein stand,

*) Polen.

zu seinen Füßen die Leichen Jaslos und des Priesters und, in Schmerzen ringend, die Verwundeten beider Parteien. Auf dem breiten Wege aber, der sich im Gewühl gebildet hatte, kam Szela langsam herangeschritten. An jeder Hand führte er einen der Knaben. Der ältere hinkte kläglich, schmiegte sich an seinen Erretter und preßte das Gesicht in die Falten von dessen Gewand. Der jüngere blickte trotzig drein; er war sehr bemüht, seinen zerrissenen Mantel festzuhalten, um zu verbergen, daß ihm die Czemerka in Fetzen von der nackten Schulter hing. Joseph folgte entwaffnet, den Kopf tief auf die Brust gesenkt.

Zweifelnd, ungläubig, allmählich auflebend, wie verzückt, starrte der Graf den Nahenden entgegen. Er wollte auf sie zueilen, aber seine Kniee brachen, und nur mit bebender Stimme vermochte er auszurufen: „Du bringst sie mir? . . . Du, Szela!“

Er riß seine Kinder an sich, er bedeckte sie mit Küssen, er streckte versöhnend und vergebend seine Hand nach Joseph aus. Sein Erstgeborener jedoch hatte sich auf die Erde geworfen neben den toten Freund und war in seinem maßlosen Schmerz taub und blind für alles, was um ihn vorging.

Als der Graf, sich fassend, die Augen erhob und die Karawane erblickte, die vor seinem Hause Halt gemacht hatte, schauderte er und sprach, unfähig, seinen Abscheu zu bemeistern: „Szela! Entsetzlicher! . . . Dein Werk?“

„Ich habe es nicht getan,“ lautete die Antwort.

Fester drückte der Graf die Köpfe seiner Kinder an seine Brust, um ihnen den schreckensvollen Anblick zu entziehen, von dem er selbst die Augen nicht zu wenden

vermochte, und murmelte leise: „Aber auch nicht verhindert!“

Szela zog die Achseln in die Höhe; eine harte und unerschütterliche Ruhe lag auf seinem gefurchten Antlitz: „Ich habe doch die Kinder meines Herrn gerettet,“ sagte er, wandte sich ab und ging von einer Gruppe der Bauern zur andern. Eindringlich und kurz erteilte er ihnen seine Befehle. Dicht hinter ihm, wie sein Schatten ihn geleitend, schritt ein düsterer Gesell, bösartigen Aussehens, der einzige, der sich unterfing, gegen eine Anordnung des Alten hie und da Einwand zu erheben. Es war sein Sohn, Stanislaus Szela, der ausgediente Soldat.

Sein Vater drohte ihm mit dem Stocke und verwies ihn in die Nachhut des Zuges, der sich jetzt wieder in Marsch setzte, und den man noch lange sehen konnte, sich weiter bewegend zwischen den Pappeln der Kaiserstraße.

Tagsüber gab es im Schlosse Arbeit genug mit dem Aufbahren der Toten und der Pflege der Verwundeten. Die Bauern kampierten auf der Wiese und im Hofe. Am Abend ließ der Graf ihnen sagen, sie möchten nach Hause gehen. Aber sie antworteten, das dürften sie nicht; es sei Revolution, und Szela habe ihnen geboten, dazubleiben, um das Schloß und den Herrn vor den herumstreichenden Insurgenten und Räuberbanden zu beschützen.

Sein Befehl wurde pünktlich ausgeführt. Die Bauern haben durch volle drei Wochen (ganz so wie die des benachbarten alten Grafen Wiesiolowski) einen ruhigen und treuen Wachtpostendienst geleistet, während sich ringsum Greuelszenen ohnegleichen abspielten. Erst nachdem die

Ordnung im Lande völlig hergestellt war, begaben sie sich wieder zurück in ihre Hütten und an ihre Arbeit.

Der Graf war von dem Benehmen seiner Untertanen gewaltig gerührt und machte ihnen viele großmütige Versprechungen, die ihm sein von Dankbarkeit überquellendes Herz eingab. In besseren Tagen wurden auch einige davon erfüllt. —

---

## II.

Die zweite Begegnung mit Szela, deren sich Sikorski bis an sein Ende lebhaft erinnerte, fand fünf Monate später statt.

Seit dem Beginn des März herrschte Ruhe im Tarnower Kreise. Einige Züge Kavallerie als Streifkommandos hatten die Ordnung ohne Anwendung von Gewalt hergestellt. Die Bauern, die unter den Befehlen Szelas gestanden, waren die ersten, welche die Waffen niederlegten und sich, auf die Aufforderung des Kreisamtes hin, zur Leistung der Robot wieder bereit finden ließen. In der Nachbarschaft hat es immer geheißen, er hätte ganz gute Mannszucht gehalten und eine Insurgentenschar im offenen Kampfe angegriffen und geschlagen. Sicher ist, daß er Plünderungen verhütete, oder, wo ihm das nicht möglich war, doch jederzeit die Auslieferung wertvoller Beutestücke an das Kreisamt erzwang. So mancher gefangene Aufrührer verdankte ihm die Erhaltung seines Lebens. Er schützte ihn vor der Wut der Bauern, indem er ihn den Eid künftiger Treue gegen den Kaiser leisten ließ, und ihn dann in seine Schar aufnahm.

So gab es denn großes Erstaunen, als bald nach

dem Erlöschen der letzten Flammen der Empörung Gerüchte der schlimmsten Art über Szela auftauchten. Sie bezeichneten ihn als einen Mörderhäuptling, der sengend und brennend, raubend und plündernd von Edelhof zu Edelhof gezogen war. Sie schilderten bis ins Kleinste die bestialische Grausamkeit, mit der er dabei verfuhr und behaupteten endlich, daß er seine langgenährten Rachegelüste gegen die Edelleute um so ungehemmter befriedigen konnte, als er im geheimen Einverständnis mit der Regierung gehandelt und sogar — in ihrem Solde gestanden habe.

Der empörende und peinliche Eindruck, den diese Verleumdung hervorrief, war so groß, der Haß und die Feindseligkeit, die sie erweckten, äußerte sich so unumwunden, daß endlich zu ihrer Widerlegung geschritten und die strengste Untersuchung angeordnet werden mußte. Szela blieb auf freiem Fuße in Tarnow, verantwortete sich in seiner gewohnten schlagfertigen Weise und benützte die freie Zeit zwischen den Verhören, um einen Brief an den Kaiser aufzusetzen, in dem er um Verminderung der Untertanenlasten bat.

Inzwischen hatte der Kreishauptmann Ritter von Breinl die von ihm angesuchte Versetzung nach Brünn erlangt und unter seinem Nachfolger im Amte, Czecz von Przemysl, kam der Prozeß Szelas zum Abschluß. Das Ergebnis lautete, daß Szela zum Kriminalverfahren nicht qualifiziert, seine Entfernung aus dem Lande jedoch dringend zu befürworten sei. Worauf Jakob Szela, der Grundwirt und ehemalige Gemeindedeputierte, den Befehl bekam, nach der Bukowina auszuwandern, wo er auf der Kameralherrschaft Glitt ein Bauerngut als Eigentum und Wohnort angewiesen erhielt.

An dem Tage, an dem Szela seine Reise antreten sollte, dachte der Kastellan Sikorski: „Wäre doch neugierig, ihn noch einmal zu sehen — wenn auch nur von weitem, denn davon, sich bis zu ihm durchzudrängen, wird keine Rede sein. Hilf Gott, was werden die Leute treiben beim Abschied von ihrem Väterchen Szela. Von Glück kann man sagen, wenn es nicht zu Exzessen kommt.“ Der Kastellan malte sich die Sache in seinem Kopfe aus, und immer gefährlicher erschien sie ihm, je länger er darüber nachdachte, und je kürzer der Weg wurde, den er nach dem Ziel seiner Wanderung noch zurückzulegen hatte.

Zu seiner Überraschung fand er im Dorfe alles still. Es sah dort aus wie an jedem Werktagsmorgen. Männer und Weiber waren zur Feldarbeit ausgezogen. Nur in der Wirtshausstube, in die Sikorski beim Vorübergehen hineinblickte, lungerten einige Tagediebe. Der Jude führte seinen Klepper aus dem Stall, um ihn an die Budka zu spannen.

„Wen fährst du?“ fragte Sikorski.

„Ich, niemanden. Der Bub führt den Szela nach Sanok.“

„So, so, und bald?“

„Sehr bald.“ Sikorski beschleunigte seine Schritte und hatte in kurzer Zeit die Hütte Szelas erreicht. Sie war reinlicher und größer als alle übrigen; neben der Tür befand sich ein Bänklein, und der Raum davor mußte heute noch sorgfältig gekehrt worden sein. Dort stand Szela, mit herabhängenden Armen und gekreuzten Händen, und sah unverwandten Auges sein Haus an. „Oho, Pan Sikorski!“ begrüßte er den Nahenden, „das ist ja schön, daß du mich noch heimsuchst.“

„Ich habe dir Lebewohl sagen wollen, Szela.“

„Dank dafür, Pan Kastellan. Leb auch du recht wohl.“

„Führe mich ein wenig in dein Haus,“ sagte Sikorski, ohne von dieser Verabschiedung Notiz zu nehmen.

„Das Haus ist leer, meine Habseligkeiten habe ich durch den Sohn schon alle nach Glitt geschickt.“

„So will ich auf diesem Bänklein ausruhen, wenn du nichts dagegen hast; der Weg ist weit, und meine Füße sind alt.“

„Mach dir's bequem. Wohl dir, wenn du ruhen kannst.“

Er konnte nicht ruhen, so erschöpft er schien. Mit offenbarer Mühe schleppte er die schweren Wasserstiefel an seinen magern Beinen, wandelte aber dennoch unstet umher.

„Es tut mir leid, daß ich nichts habe, womit ich dir aufwarten könnte,“ begann Szela nach einer Weile. „Außer“ — er zog ein Stück Brot aus seiner Tasche — „wenn du meine Wegzehrung mit mir teilen willst.“

Sikorski lehnte ab; er beabsichtigte, sich bei der Heimkehr im Wirtshaus zu stärken. Der Appetit, den er schon zu verspüren begonnen, war vergangen. Alles, was er von dem alten Manne, der sich jetzt zum ewigen Abschied von der Heimat rüstete, gehört hatte, flog ihm durch den Sinn. Er würde gern zehn bare Gulden gegeben haben, um zu erfahren, was denn Wahres daran sei. Hatte Szela nur den kleinsten Teil des Unheils verübt, das man ihm zuschrieb, so sollte einen füglich kein Mitleid mit ihm beschleichen. Und doch — was war das Mitleid, das Sikorski vor einigen Monaten mit ihm gehabt hatte, als er schwer gezüchtigt aus den Händen des Grafen gekommen war, im Vergleich zu

dem, das der gebrochene Greis ihm in diesem Augenblick einflößte!

„Szela," fragte er, „was denkst du? Was ist denn so merkwürdiges an deiner Haustür, daß du sie immerfort ansiehst?"

Der Alte hatte den Hut vom Kopfe genommen und strich seine langen Haare in den Nacken zurück. „Je nun, die Mühe dauert mich, die ich im vorigen Frühjahr an sie gewendet habe. Siehst du nicht, wie schön breit sie ist? Das habe ich so eingerichtet, damit die Leute mit dem Sarg nicht anzustoßen brauchen, wenn sie mich einmal hinaustragen."

Er überließ sich wieder der aufmerksamen Betrachtung seines Hauses: „Einen Schornstein hat es auch," hub er dann von neuem an. „Es hat ihnen im Dorf viel Verdruß gemacht, daß ich mir einen Schornstein gebaut habe. Der wird so lange bauen, bis er unter der Erde liegt, haben sie mir mit Kreide auf die Tür geschrieben. Und der Geschworene Budnik hat gesagt: ‚Bau du dir einen Schornstein, aber bilde dir nur nicht ein, daß wir es dir nachtun werden. Wir wollen unsre Häuser so lassen, wie sie sind.' Ja, freilich!" Er verzog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln und deutete auf die elenden Hütten längs der Dorfstraße: „Das muß alles so bleiben, wie es ist. Je nun! was werd ich mich drum kümmern, dort unten in der Bukowina . . . Es soll dort viel schöner sein als bei uns." Sein Gesicht verdüsterte sich, und er fügte halblaut und mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Trotzdem wäre ich lieber hier geblieben. Aber — was ist zu tun? Der Kaiser will's! — Gehab dich wohl, Pan Sikorski, da kommt schon meine Gelegenheit."

In der Tat fuhr die Budka eben heran, von einem munter nebenherschreitenden Jüngelchen kutschiert. Zu gleicher Zeit ließ der Trab eines Pferdes sich vernehmen, das kleine Gefährt wurde von einem Reiter eingeholt, überholt. Es war der Graf, der sich von seinem Tiere schwang, dem herbeieilenden Sikorski die Zügel reichte und auf Szela zuschritt: „Szela," sprach er bewegten Tones, „du hast meinen Kindern das Leben gerettet, und ich habe dir noch nicht einmal gedankt."

Er streckte ihm die Hand entgegen, die der Alte küßte. . . .

Der Alte und — nicht mehr der Alte. Er, den seine Standhaftigkeit in Gegenwart des Grafen nie verlassen hatte, nicht unter dessen Stocke, nicht bei dessen Aufjauchzen, als er ihm die totgeglaubten Kinder wiederbrachte — ihn versetzten die einfachen Worte, die der Graf jetzt zu ihm sprach, ganz außer sich. Seine Lippen zitterten, seine Augen schwammen in Tränen, er beugte sich, als ob er in die Kniee sinken wollte.

„Was fällt dir ein? Was tust du?" rief der Graf, sprang auf ihn zu und faßte ihn an beiden Schultern.

„Herr! Herr!" stammelte Szela und sah ihm mit leidenschaftlicher Ergebenheit ins Angesicht, „ich habe nicht geglaubt, daß mir vor meinem Ende noch ein Mensch sagen wird: ‚Dank dir, Szela!' und jetzt kommst du und sagst es."

Ergriffen von dem Ausbruch einer Weichherzigkeit, die niemand dem Bauernhäuptling zugetraut hätte, entgegnete der Graf: „Es hat auch keiner soviel Grund, dir zu danken, wie ich."

„Doch, gnädiger Herr! — Dir habe ich drei Kinder

gerettet; es gibt einen Herrn, dem ich mehr als dreitausend gerettet habe, und der hat mich dafür vor Gericht stellen lassen und schickt mich jetzt in die Fremde."

„Weil er nicht anders kann. Die Ermordung deiner Gutsherren fordert eine Sühne."

„Du weißt, daß ich sie nicht ermordet habe."

„Aber die Bauern haben es getan, die unter deinen Befehlen standen."

„Geruhe zu erwägen, daß ich kein General bin, und daß die Bauern keine abgerichteten Soldaten sind."

Der Graf faßte ihn scharf ins Auge: „Sag aufrichtig, Szela, wenn du deine Gutsherren wieder lebendig machen könntest, würdest du es tun?"

„Nein, Herr, um des Kaisers willen nicht."

„Und um deinetwillen noch weniger?"

Szela besann sich ziemlich lange, bevor er berichtigend versetzte: „Um meinetwillen ebenso wenig."

„Siehst du!"

„Was soll ich sehen, gnädigster Graf? Die Herren haben uns Böses getan, so lange wir denken. Der Kaiser hat uns nur Gutes getan. Als die Herren gegen den Kaiser gegangen sind, und die Bauern zwingen wollten, mit ihnen zu gehen, sind die Bauern rebellisch geworden, und es ist viel Unglück geschehen."

„Es geht die Sage, du hättest so manches davon verhüten können und du hast es nicht verhütet."

Abermals erwiderte Szela erst nach reiflicher Überlegung: „Kann sein, kann auch nicht sein. Dergleichen ist nachträglich schwer zu bestimmen. Die Bauern haben gewußt, daß alles auf sie ankommt; sie haben ja gehört, was der Herr Kreishauptmann mir hat sagen lassen, als

ich den Mathias Drewniak zu ihm geschickt habe um Militärassistenz: ‚Unmöglich, Szela, bevor sie mir in Tarnow die Garnison verstärken. Hilf dir selbst, halte Ordnung und sieh zu, daß keine Gewalttätigkeiten verübt werden.‘ Das war viel auf einmal verlangt."

„Ist auch nicht geleistet worden."

„Wie hat es denn geleistet werden *sollen*, von solchen Leuten, die auf einmal merken: Jetzt sind *wir* die Herren? Gnädiger Graf, ich habe froh sein müssen, wenn sie mir die Edelleute geschont haben, die dem Kaiser treu waren."

„Auch das ist nicht durchwegs geschehen."

„Überall habe ich die Augen nicht haben können. Ich habe oft meinen Sohn schicken müssen, und der hat anders gehaust . . ." Er brach ab und schloß mit gelassener Zuversicht: „Der gerechte Gott wird es *ihm* aufs Kerbholz schreiben; die Menschen schreiben es auf das meine."

„Natürlich. So viele Hunderte gehorchten deinem Augenwink, wer wird dir glauben, daß du es nicht verstanden hast, deinen Sohn im Zaum zu halten?"

Schmerzlich beistimmend neigte Szela den Kopf. „Das wird niemand glauben. Aber wahr ist es . . . Und am Ende, Herr, mein Sohn hat es wenigstens seinen Gesellen recht gemacht, ich — habe es keinem recht gemacht. Sieh dich um . . . Wie sind sie mir sonst von weitem zugelaufen, wo sie mich erblicken konnten — und heute? . . . Burschе, die man kaum mit zwei Pferden zur Arbeit schleppt, sind freiwillig hinausgegangen, damit sie mir nicht zu sagen brauchen: Glück auf den Weg!" Er hatte, während er sprach, nach dem seiner harrenden Gefährt hingesehen, fast

schien's, mit einer gewissen Ungeduld, so daß der Graf fragte, ob er es denn nicht erwarten könne, fort zu kommen?

Szela entschuldigte sich: „Verzeih. Auf die Fürsprache des Herrn Ritters von Breinl hat der Herr Kreishauptmann zugegeben, daß ich nicht wie ein Arrestant über die Grenze gebracht werde. Er hat mir das Vertrauen geschenkt, daß ich zur rechten Zeit von selbst gehen werde. Verzeih, gnädiger Herr, es ist jetzt die rechte Zeit."

Der Graf zog eine wohlgefüllte Brieftasche hervor und wollte sie durchaus, mit Zürnen und Bitten, dem Szela aufdringen. Aber der meinte: „Tue dir keinen Schaden. Du weißt mit dem Gelde Besseres anzufangen als ich. Hebe es auf für deine Kinder . . . Aber, gnädiger Herr," unterbrach er sich mit plötzlicher Lebhaftigkeit, „ich habe gehört, daß du den Grafen Joseph als Gemeinen hast assentieren lassen."

„Ja wohl. Er braucht eine strenge Zucht."

„Wenn sie nur nützt."

„Eine strenge Zucht nützt immer."

„Weiß nicht." Er tat einen tiefen Seufzer. „Mein Sohn war vierzehn Jahre Soldat."

Sie traten an die Budka heran, um die sich allmählich eine kleine Versammlung gebildet hatte: Kinder, die den mageren Klepper streichelten oder neckten, ein paar alte Weiblein, von denen eines eben im Begriffe war, ein Laib Brot im Stroh des Wagens zu bergen. Dem Szela traurig zunickend, sprach sie: „Du sollst dich in der Fremde erinnern, wie das Brot der Heimat schmeckt."

Drei alte Zechbrüder waren auch angerückt und hatten ein Branntweinfäßchen von der Größe einer Melone mitgebracht. Sie weinten bitterlich und wiederholten

fortwährend: „Leb wohl, Väterchen! Gott behüte dich! Vergiß uns nicht!“ und dabei ging das Fäßchen von einem zum andern, und sie tranken abwechselnd aus dem Spundloch.

Szela schickte sich an, in die Budka zu steigen, als aus einer der nächsten Hütten ein großer und breitschultriger Mensch in zerlumpten Kleidern hervorkam, auf den Alten zustürzte und ihn am Arme packte. Einige Kerle, die ebenso verkommen aussahen wie er, waren ihm gefolgt, hielten sich aber, aus Angst vor dem Grafen und dem Kastellan, in scheuer Entfernung. Nur der erste kannte keine Scheu, den machte die Wut zum vernunftlosen Tier. Er schüttelte Szelas Arm und schrie:

„Bis zum letzten Augenblick habe ich gewartet, um dich zu fragen. So willst du also wirklich fort, ohne deine Schulden bezahlt zu haben, du Schurke?“

„Was wäre ich dir schuldig, Drewniak?“ sprach Szela, sich von ihm losmachend.

„Frage du nur, was du mir schuldig bist,“ rief jener und hielt dem Alten die geballte Faust dicht vors Gesicht. „Nachdem du mich herumgejagt hast, wie einen Hund in Schnee und Wetter, als Bote und Späher und auf dem Marsch, und mir dafür nichts gegeben . . .“

Seine Gefährten schrien drein: „Und die Branntweinfässer, wohin wir gekommen sind, versiegeln lassen . . .“

„Daß man sich nicht einmal hat warm trinken können —“

„Und uns die ehrliche Kriegsbeute abgenommen . . .“

Anklagen häuften sich auf Anklagen, Szelas Gegner wagten sich näher heran; den Weibern wurde angst, die Betrunkenen heulten.

„Die andern Bauern,“ zeterte Drewniak, „haben

Geld und Gut erworben in der Revolution. Wir haben nichts gekriegt . . . ich ſage dir, Herr," wandte er ſich an den Grafen, „nichts von dem Eigentum der Rebellen. Er hat den herrſchaftlichen Wald bewacht, der Alte, als ob er ſelbſt ein Schuft von einem Heger wäre. Keinem armen Teufel hat er auch nur ein Scheit Holz gegönnt. Deshalb, Herr, glauben wir und wiſſen wir — er hat uns alle zu Narren gehabt. Nimm ihn nicht in Schutz — uns alle zu Narren hat er gehabt und hat es im geheimen mit den Polen gehalten . . ." Er konnte nicht weiter, er keuchte nur — und wollte ſich auf Szela ſtürzen.

Der Graf ſtieß ihn ſo heftig zurück, daß er wankte, und befahl gebieteriſch Ruhe, die denn auch, freilich nur ſcheinbar, eintrat. Szela lächelte in ſchwermütigem Triumphe, und ſein auf den Grafen gerichteter Blick fragte: „Was ſagſt du nun?"

„Die Toren! die vermaledeiten Toren!" fuhr dieſer auf, und eingeſchüchtert ſtimmte Drewniak einen andern Ton an. Er ließ den Blick mit großer Betrübnis längs ſeiner Hünengeſtalt hinabgleiten, ſtreckte einen Fuß von ſich, deſſen nackte Zehen aus dem geplatzten Stiefel hervorſahen und ſagte:

„Die Stiefel waren neu vor der Revolution. Wenn er mir wenigſtens die Stiefel erſetzt hätte!"

Seine guten Freunde und die alten Weiblein erhoben ein ſchadenfrohes Gelächter; Szela jedoch näherte ſich dem Grafen und ſagte: „Du haſt etwas für mich tun wollen, Herr. Sei ſo gnädig und bezahle ihm die Stiefel, die er in meinem Dienſt vertreten hat."

Nachdem ſeiner Bitte willfahrt worden war, empfahl er ſich beim Grafen, ſchüttelte Sikorskis Hand und grüßte die Frauen und Kinder.

„Ihr aber hört!“ rief er seinen Widersachern zu, und wie er sich fest zusammennahm und in die Brust warf, da war jede Spur von Gebrechlichkeit aus seiner Gestalt verschwunden. Ehrwürdig, gebieterisch erschien er jedem, und man sah dem greisen kleinen Bauern wahrlich etwas von einem Feldherrn an. Die rohen Kerle, die sich murrend hatten davonschleichen wollen, blieben stehen und lauschten der letzten Ermahnung ihres ehemaligen Führers. „Ihr werdet schon noch drauf kommen, wer es ehrlich mit euch gemeint hat. Seht nur zu, wie den andern ihr unrecht Gut gedeiht, und dankt dann Gott und mir für eure leeren Taschen. Und somit lebt auch ihr wohl, ihr dummen Teufel.“

Szela warf noch einen langen, traurigen Blick nach seinem Hause und stieg in die Budka. Ihr Leinwanddach war ungewöhnlich niedrig, dennoch konnte er aufrecht darunter sitzen. Einmal im Wagen, erhob er die Augen nicht mehr, es kam auch kein Wort mehr über seine Lippen.

Der Graf geleitete ihn zu Pferde noch ein gutes Stück Weges; aber Szela, ganz versunken in seine Gedanken, blieb unempfindlich für diese Gunst.

Lange Zeit hörte man im Schlosse nichts von ihm, als daß er glücklich in Glitt angelangt war. Erst zwei Jahre später, nach der Aufhebung der Robot, schrieb Szela an den Grafen einen merkwürdigen Brief, den auch der Kastellan Sikorski gelesen hat.

Es hieß unter anderm darin: „Auf mein letztes Schreiben hat mir der Kaiser nicht antworten lassen; aber er hat alles so getan, wie ich es ihm angeraten habe. Gott segne ihn!“

# Krambambuli.

Vorliebe empfindet der Mensch für allerlei Dinge und Wesen. Liebe, die echte, unvergängliche, die lernt er — wenn überhaupt — nur einmal kennen. So wenigstens meint der Herr Revierjäger Hopp. Wie viele Hunde hat er schon gehabt, und auch gern gehabt, aber lieb, was man sagt lieb und unvergeßlich ist ihm nur einer gewesen — der Krambambuli. Er hatte ihn im Wirtshause zum Löwen in Wischau von einem vazierenden Forstgehilfen gekauft oder eigentlich eingetauscht. Gleich beim ersten Anblick des Hundes war er von der Zuneigung ergriffen worden, die dauern sollte bis zu seinem letzten Atemzuge. Dem Herrn des schönen Tieres, der am Tische vor einem geleerten Branntweingläschen saß und über den Wirt schimpfte, weil dieser kein zweites umsonst hergeben wollte, sah der Lump aus den Augen. Ein kleiner Kerl, noch jung und doch so fahl wie ein abgestorbener Baum, mit gelbem Haar und gelbem spärlichen Barte. Der Jägerrock, vermutlich ein Überrest aus der vergangenen Herrlichkeit des letzten Dienstes, trug die Spuren einer im nassen Straßengraben zugebrachten Nacht. Obwohl sich Hopp ungern in schlechte Gesellschaft begab, nahm er trotzdem Platz neben dem Burschen und begann sogleich ein Gespräch mit ihm. Da bekam er es denn bald heraus, daß der Nichtsnutz den Stutzen und die Jagdtasche dem Wirt bereits als

Pfänder ausgeliefert hatte, und daß er jetzt auch den Hund als solches hergeben möchte; der Wirt jedoch, der schmutzige Leuteschinder, wollte von einem Pfand, das gefüttert werden muß, nichts hören.

Herr Hopp sagte vorerst kein Wort von dem Wohlgefallen, das er an dem Hunde gefunden hatte, ließ aber eine Flasche von dem guten Danziger Kirschbranntwein bringen, den der Löwenwirt damals führte, und schenkte dem Bazierenden fleißig ein. — Nun, in einer Stunde war alles in Ordnung. Der Jäger gab zwölf Flaschen von dem selben Getränke, bei dem der Handel geschlossen worden — der Vagabund gab den Hund. Zu seiner Ehre muß man gestehen: nicht leicht. Die Hände zitterten ihm so sehr, als er dem Tiere die Leine um den Hals legte, daß es schien, er werde mit dieser Manipulation nimmermehr zurecht kommen. Hopp wartete geduldig und bewunderte im stillen den trotz der schlechten Kondition, in der er sich befand, wundervollen Hund. Höchstens zwei Jahre mochte er alt sein, und in der Farbe glich er dem Lumpen, der ihn hergab, doch war die seine um ein paar Schattierungen dunkler. Auf der Stirn hatte er ein Abzeichen, einen weißen Strich, der rechts und links in kleine Linien auslief, in der Art wie die Nadeln an einem Tannenreis. Die Augen waren groß, schwarz, leuchtend, von tauklaren, lichtgelben Reiflein umsäumt, die Ohren hoch angesetzt, lang, makellos. Und makellos war alles an dem ganzen Hunde von der Klaue bis zu der feinen Witternase; die kräftige, geschmeidige Gestalt, das über jedes Lob erhabene Piedestal. Vier lebende Säulen, die auch den Körper eines Hirsches getragen hätten und nicht viel dicker waren, als die Läufe eines Hasen. Beim heiligen Hubertus! dieses Geschöpf

mußte einen Stammbaum haben, so alt und rein wie der eines deutschen Ordensritters.

Dem Jäger lachte das Herz im Leibe über den prächtigen Handel, den er gemacht hatte. Er stand nun auf, ergriff die Leine, die zu verknoten dem Vazierenden endlich gelungen war, und fragte: „Wie heißt er denn?“ — „Er heißt wie das, wofür Ihr ihn kriegt: Krambambuli,“ lautete die Antwort. — „Gut, gut, Krambambuli! So komm! Wirst gehen? Vorwärts!“ — Ja, er konnte lang rufen, pfeifen, zerren — der Hund gehorchte ihm nicht, wandte den Kopf dem zu, den er noch für seinen Herrn hielt, heulte, als dieser ihm zuschrie: „Marsch!“ und den Befehl mit einem tüchtigen Fußtritt begleitete, suchte sich aber immer wieder an ihn heranzudrängen. Erst nach einem heißen Kampfe gelang es Herrn Hopp, die Besitzergreifung des Hundes zu vollziehen. Gebunden und geknebelt, mußte er zuletzt in einem Sacke auf die Schulter geladen und so bis in das mehrere Wegstunden entfernte Jägerhaus getragen werden.

Zwei volle Monate brauchte es, bevor Krambambuli, halb totgeprügelt, nach jedem Fluchtversuche mit dem Stachelhalsband an die Kette gelegt, endlich begriff, wohin er jetzt gehöre. Dann aber, als seine Unterwerfung vollständig geworden war, was für ein Hund wurde er da! Keine Zunge schildert, kein Wort ermißt die Höhe der Vollendung, die er erreichte, nicht nur in der Ausübung seines Berufes, sondern auch im täglichen Leben als eifriger Diener, guter Kamerad und treuer Freund und Hüter. „Dem fehlt nur die Sprache,“ heißt es von andern intelligenten Hunden — dem Krambambuli fehlte sie nicht; sein Herr zum mindesten

pflog lange Unterredungen mit ihm. Die Frau des Revierjägers wurde ordentlich eifersüchtig auf den „Buli", wie sie ihn geringschätzig nannte. Manchmal machte sie ihrem Manne Vorwürfe. Sie hatte den ganzen Tag, in jeder Stunde, in der sie nicht aufräumte, wusch oder kochte, schweigend gestrickt. Am Abend, nach dem Essen, wenn sie wieder zu stricken begann, hätte sie gern eins dazu geplaudert.

„Weißt denn immer nur dem Buli was zu erzählen, Hopp, und mir nie? Du verlernst vor lauter Sprechen mit dem Vieh das Sprechen mit den Menschen."

Der Revierjäger gestand sich, daß etwas Wahres an der Sache sei, aber zu helfen wußte er nicht. Wovon hätte er mit seiner Alten reden sollen? Kinder hatten sie nie gehabt, eine Kuh durften sie nicht halten, und das zahme Geflügel interessiert einen Jäger im lebendigen Zustande gar nicht und im gebratenen nicht sehr. Für Kulturen aber und für Jagdgeschichten hatte wieder die Frau keinen Sinn. Hopp fand zuletzt einen Ausweg aus diesem Dilemma; statt *mit* dem Krambambuli sprach er *von* dem Krambambuli, von den Triumphen, die er allenthalben mit ihm feierte, von dem Neide, den sein Besitz erregte, von den lächerlich hohen Summen, die ihm für den Hund geboten wurden, und die er verächtlich von der Hand wies.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erschien eines Tages die Gräfin, die Frau seines Brotherrn, im Hause des Jägers. Er wußte gleich, was der Besuch zu bedeuten hatte, und als die gute, schöne Dame begann: „Morgen, lieber Hopp, ist der Geburtstag des Grafen . . ." setzte er ruhig und schmunzelnd fort: „Und da möchten Hochgräfliche Gnaden dem Herrn Grafen ein Geschenk

machen, und sind überzeugt, mit nichts anderm so viel Ehre einlegen zu können, wie mit dem Krambambuli.“ „Ja, ja, lieber Hopp.“ Die Gräfin errötete vor Vergnügen über dieses freundliche Entgegenkommen und sprach gleich von Dankbarkeit, und bat, den Preis nur zu nennen, der für den Hund zu entrichten wäre. Der alte Fuchs von einem Revierjäger kicherte, tat sehr demütig und rückte auf einmal mit der Erklärung heraus: „Hochgräfliche Gnaden! Wenn der Hund im Schlosse bleibt, nicht jede Leine zerbeißt, nicht jede Kette zerreißt, oder wenn er sie nicht zerreißen kann, sich bei den Versuchen es zu tun, erwürgt, dann behalten ihn Hochgräfliche Gnaden umsonst — dann ist er mir nichts mehr wert.“

Die Probe wurde gemacht, aber zum Erwürgen kam es nicht, denn der Graf verlor früher die Freude an dem eigensinnigen Tiere. Vergeblich hatte man es durch Liebe zu gewinnen, mit Strenge zu bändigen gesucht. Er biß jeden, der sich ihm näherte, versagte das Futter, und — viel hat der Hund eines Jägers ohnehin nicht zuzusetzen — kam ganz herunter. Nach einigen Wochen erhielt Hopp die Botschaft, er könne sich seinen Köter abholen. Als er eilends von der Erlaubnis Gebrauch machte und den Hund in seinem Zwinger aufsuchte, da gab's ein Wiedersehen unermeßlichen Jubels voll. Krambambuli erhob ein wahnsinniges Geheul, sprang an seinem Herrn empor, stemmte die Vorderpfoten auf dessen Brust und leckte die Freudentränen ab, die dem Alten über die Wangen liefen.

Am Abend dieses glücklichen Tages wanderten sie zusammen ins Wirtshaus. Der Jäger spielte Tarok mit dem Doktor und mit dem Verwalter, Krambambuli

lag in der Ecke hinter seinem Herrn. Manchmal sah dieser sich nach ihm um, und der Hund, so tief er auch zu schlafen schien, begann augenblicklich mit dem Schwanze auf den Boden zu klopfen, als wollt er melden: „Präsent!“ Und wenn Hopp, sich vergessend, recht wie einen Triumphgesang das Liedchen anstimmte: „Was macht denn mein Krambambuli?“ richtete der Hund sich würde- und respektvoll auf, und seine hellen Augen antworteten:

„Es geht ihm gut!“

Um die selbe Zeit trieb, nicht nur in den gräflichen Forsten, sondern in der ganzen Umgebung eine Bande Wildschützen auf wahrhaft tolldreiste Art ihr Wesen. Der Anführer sollte ein verlottertes Subjekt sein. Den „Gelben“ nannten ihn die Holzknechte, die ihn in irgend einer übelberüchtigten Spelunke beim Branntwein trafen, die Heger, die ihm hie und da schon auf der Spur gewesen waren, ihm aber nie hatten beikommen können, und endlich die Kundschafter, deren er unter dem schlechten Gesindel in jedem Dorfe mehrere besaß.

Er war wohl der frechste Gesell, der jemals ehrlichen Jägersmännern etwas aufzulösen gab, mußte auch selbst vom Handwerk gewesen sein, sonst hätte er das Wild nicht mit solcher Sicherheit aufspüren und nicht so geschickt jeder Falle, die ihm gestellt wurde, ausweichen können.

Die Wild- und Waldschäden erreichten eine unerhörte Höhe, das Forstpersonal befand sich in grimmigster Aufregung. Da begab es sich nur zu oft, daß die kleinen Leute, die bei irgend einem unbedeutenden Waldfrevel ertappt wurden, eine härtere Behandlung erlitten, als zu andrer Zeit geschehen wäre, und als gerade zu recht-

fertigen war. Große Erbitterung herrschte darüber in allen Ortschaften. Dem Oberförster, gegen den der Haß sich zunächst wandte, kamen gutgemeinte Warnungen in Menge zu. Die Raubschützen, hieß es, hätten einen Eid darauf geschworen, bei der ersten Gelegenheit exemplarische Rache an ihm zu nehmen. Er, ein rascher, kühner Mann, schlug das Gerede in den Wind und sorgte mehr denn je dafür, daß weit und breit kund werde, wie er seinen Untergebenen die rücksichtsloseste Strenge anbefohlen, und für etwaige schlimme Folgen die Verantwortung selbst übernommen habe. Am häufigsten rief der Oberförster dem Revierjäger Hopp die scharfe Handhabung seiner Amtspflicht ins Gedächtnis und warf ihm zuweilen Mangel an „Schneid" vor, wozu freilich der Alte nur lächelte. Der Krambambuli aber, den er bei solcher Gelegenheit von oben herunter anblinzelte, gähnte laut und wegwerfend. Übel nahmen er und sein Herr dem Oberförster nichts. Der Oberförster war ja der Sohn des Unvergeßlichen, bei dem Hopp das edle Weidwerk erlernt, und Hopp hatte wieder ihn als kleinen Jungen in die Rudimente des Berufs eingeweiht. Die Plage, die er einst mit ihm gehabt, hielt er heute noch für eine Freude, war stolz auf den ehemaligen Zögling und liebte ihn trotz der rauhen Behandlung, die er so gut wie jeder andre von ihm erfuhr.

Eines Junimorgens traf er ihn eben wieder bei einer Exekution.

Es war im Lindenrondell, am Ende des herrschaftlichen Parks, der an den „Grafenwald" grenzte, und in der Nähe der Kulturen, die der Oberförster am liebsten mit Pulverminen umgeben hätte. Die Linden standen

juſt in ſchönſter Blüte, und über dieſe hatte ein Dutzend kleiner Jungen ſich hergemacht. Wie Eichkätzchen krochen ſie auf den Äſten der herrlichen Bäume herum, brachen alle Zweige, die ſie erwiſchen konnten, ab, und warfen ſie zur Erde. Zwei Weiber laſen die Zweige haſtig auf und ſtopften ſie in Körbe, die ſchon mehr als zur Hälfte mit dem duftenden Raub gefüllt waren. Der Oberförſter raſte in unermeßlicher Wut. Er ließ durch ſeine Heger die Buben nur ſo von den Bäumen ſchütteln, unbekümmert um die Höhe, aus der ſie fielen. Während ſie wimmernd und ſchreiend um ſeine Füße krochen, der eine mit zerſchundenem Geſicht, der andre mit ausgerenktem Arm, ein dritter mit gebrochenem Bein, zerbläute er eigenhändig die beiden Weiber. In einer von ihnen erkannte Hopp die leichtfertige Dirne, die das Gerücht als die Geliebte des „Gelben“ bezeichnete. Und als die Körbe und Tücher der Weiber und die Hüte der Buben in Pfand genommen wurden und Hopp den Auftrag bekam, ſie aufs Gericht zu bringen, konnte er ſich eines ſchlimmen Vorgefühls nicht erwehren.

Der Befehl, den ihm damals der Oberförſter zurief, wild wie ein Teufel in der Hölle und wie ein ſolcher umringt von jammernden und gepeinigten Sündern, iſt der letzte geweſen, den der Revierjäger im Leben von ihm erhalten hat. Eine Woche ſpäter traf er ihn wieder im Lindenrondell — tot. Aus dem Zuſtande, in dem die Leiche ſich befand, war zu erſehen, daß ſie hierher, und zwar durch Sumpf und Gerölle geſchleppt worden war, um an dieſer Stelle aufgebahrt zu werden. Der Oberförſter lag auf abgehauenen Zweigen, die Stirn mit einem dichten Kranz aus Lindenblüten umflochten, einen eben ſolchen als Bandelier um die Bruſt ge-

wunden. Sein Hut stand neben ihm, mit Lindenblüten gefüllt. Auch die Jagdtasche hatte der Mörder ihm gelassen, nur die Patronen herausgenommen und statt ihrer Lindenblüten hineingesteckt. Der schöne Hinterlader des Oberförsters fehlte und war durch einen elenden Schießprügel ersetzt. Als man später die Kugel, die seinen Tod verursacht hatte, in der Brust des Ermordeten fand, zeigte es sich, daß sie genau in den Lauf dieses Schießprügels paßte, der dem Förster gleichsam zum Hohne über die Schulter gelegt worden war. Hopp stand beim Anblick der entstellten Leiche regungslos vor Entsetzen. Er hätte keinen Finger heben können, und auch das Gehirn war ihm wie gelähmt; er starrte nur und starrte und dachte anfangs gar nichts, und erst nach einer Weile brachte er es zu einer Beobachtung, einer stummen Frage: — „Was hat denn der Hund?"

Krambambuli beschnüffelt den toten Mann, läuft wie nicht gescheit um ihn herum, die Nase immer am Boden. Einmal winselt er, einmal stößt er einen schrillen Freudenschrei aus, macht ein paar Sätze, bellt, und es ist gerade so, als erwache in ihm eine längst erstorbene Erinnerung. . . .

„Herein," ruft Hopp, „da herein!" Und Krambambuli gehorcht, sieht aber seinen Herrn in allerhöchster Aufregung an, und — wie der Jäger sich auszudrücken pflegte — *sagt* ihm: „Ich bitte dich um alles in der Welt, siehst du denn nichts? Riechst du denn nichts? . . . O lieber Herr, schau doch! riech doch! O Herr, komm! Daher komm! . . ." Und tupft mit der Schnauze an des Jägers Knie und schleicht, sich oft umsehend, als frage er: „Folgst du mir?" zu der Leiche zurück und fängt an,

das schwere Gewehr zu heben und zu schieben und ins Maul zu fassen, in der offenbaren Absicht, es zu apportieren.

Dem Jäger läuft ein Schauer über den Rücken, und allerlei Vermutungen dämmern in ihm auf. Weil das Spintisieren aber nicht seine Sache ist, es ihm auch nicht zukommt, der Obrigkeit Lichter aufzustecken, sondern vielmehr den gräßlichen Fund, den er getan hat, unberührt liegen zu lassen und seiner Wege — das heißt in dem Fall recte zu Gericht — zu gehen, so tut er denn einfach, was ihm zukommt.

Nachdem es geschehen und alle Förmlichkeiten, die das Gesetz bei solchen Katastrophen vorschreibt, erfüllt, der ganze Tag und auch ein Stück der Nacht darüber hingegangen sind, nimmt Hopp, ehe er schlafen geht, noch seinen Hund vor.

„Mein Hund," spricht er, „jetzt ist die Gendarmerie auf den Beinen, jetzt gibt's Streifereien ohne Ende. Wollen wir es andern überlassen, den Schuft, der unsern Oberförster erschossen hat, wegzuputzen aus der Welt? — Mein Hund kennt den niederträchtigen Strolch, kennt ihn, ja, ja! Aber das braucht niemand zu wissen, das habe ich nicht ausgesagt . . . Ich, hoho! . . . Ich werd meinen Hund hineinbringen in die Geschichte . . . Das könnt mir einfallen!" Er beugte sich über Krambambuli, der zwischen seinen ausgespreizten Knieen saß, drückte die Wange an den Kopf des Tieres und nahm seine dankbaren Liebkosungen in Empfang. Dabei summte er: „Was macht denn mein Krambambuli?" bis der Schlaf ihn übermannte.

Seelenkundige haben den geheimnisvollen Drang zu erklären gesucht, der manchen Verbrecher stets wieder

an den Schauplatz seiner Untat zurückjagt. Hopp wußte von diesen gelehrten Ausführungen nichts, strich aber dennoch ruh- und rastlos mit seinem Hunde in der Nähe des Lindenrondells herum.

Am zehnten Tage nach dem Tode des Oberförsters hatte er zum erstenmal ein paar Stunden lang an etwas andres gedacht als an seine Rache, und sich im „Grafenwald" mit dem Bezeichnen der Bäume beschäftigt, die beim nächsten Schlag ausgenommen werden sollten.

Wie er nun mit seiner Arbeit fertig ist, hängt er die Flinte wieder um und schlägt den kürzesten Weg ein, quer durch den Wald gegen die Kulturen in der Nähe des Lindenrondells. Im Augenblick, in dem er auf den Fußsteig treten will, der längs des Buchenzaunes läuft, ist ihm, als höre er etwas im Laube rascheln. Gleich darauf herrscht jedoch tiefe Stille, tiefe, anhaltende Stille. Fast hätte er gemeint, es sei nichts Bemerkenswertes gewesen, wenn nicht der Hund so merkwürdig dreingeschaut hätte. Der stand mit gesträubtem Haar, den Hals vorgestreckt, den Schwanz aufrecht, und glotzte eine Stelle des Zaunes an. Oho! dachte Hopp, wart Kerl, wenn du's bist! trat hinter einen Baum und spannte den Hahn seiner Flinte. Wie rasend pochte ihm das Herz, und der ohnehin kurze Atem wollte ihm völlig versagen, als jetzt plötzlich, Gottes Wunder! — durch den Zaun der „Gelbe" auf den Fußsteig trat. Zwei junge Hasen hingen an seiner Weidtasche und auf seiner Schulter, am wohlbekannten Juchtenriemen, der Hinterlader des Oberförsters. Nun wär's eine Passion gewesen, den Racker niederzubrennen aus sicherem Hinterhalt.

Aber nicht einmal auf den schlechtesten Kerl schießt der Jäger Hopp, ohne ihn angerufen zu haben. Mit einem Satze springt er hinter dem Baum hervor und auf den Fußsteig und schreit: „Gib dich, Vermaledeiter!“ Und als der Wildschütz zur Antwort den Hinterlader von der Schulter reißt, gibt der Jäger Feuer . . . All ihr Heiligen — ein sauberes Feuer! Die Flinte knackst anstatt zu knallen. Sie hat zu lang mit aufgesetzter Kapsel im feuchten Wald am Baum gelehnt — sie versagt.

Gute Nacht, so sieht das Sterben aus, denkt der Alte. Doch nein — er ist heil, sein Hut nur fliegt, von Schroten durchlöchert, ins Gras.

Der andre hat auch kein Glück; das war der letzte Schuß in seinem Gewehr, und zum nächsten zieht er eben erst die Patrone aus der Tasche . . .

„Pack an!“ ruft Hopp seinem Hunde heiser zu: „Pack an!“ Und:

„Herein, zu mir! Herein, Krambambuli!“ lockt es drüben mit zärtlicher, liebevoller — ach, mit altbekannter Stimme . . .

Der Hund aber — —

Was sich nun begab, begab sich viel rascher, als man es erzählen kann.

Krambambuli hatte seinen ersten Herrn erkannt und rannte auf ihn zu, bis — in die Mitte des Weges. Da pfeift Hopp, und der Hund macht Kehrt, „der Gelbe“ pfeift, und der Hund macht wieder Kehrt, und windet sich in Verzweiflung auf einem Fleck, in gleicher Distanz von dem Jäger, wie von dem Wildschützen, zugleich hingerissen und gebannt . . .

Zuletzt hat das arme Tier den trostlos unnötigen Kampf aufgegeben und seinen Zweifeln ein Ende ge-

macht, aber nicht seiner Qual. Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf emporgehoben, als riefe es den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht es — seinem ersten Herrn zu.

Bei dem Anblick wird Hopp von Blutdurst gepackt. Mit zitternden Fingern hat er die neue Kapsel aufgesetzt — mit ruhiger Sicherheit legt er an. Auch „der Gelbe" hat den Lauf wieder auf ihn gerichtet. Diesmal gilt's! Das wissen die beiden, die einander auf dem Korn haben, und was auch in ihnen vorgehen möge, sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen.

Zwei Schüsse fallen. Der Jäger trifft, der Wildschütz fehlt.

Warum? weil er — vom Hunde mit stürmischer Liebkosung angesprungen — gezuckt hat im Augenblick des Losdrückens. „Bestie!" zischt er noch, stürzt rücklings hin und rührt sich nicht mehr.

Der ihn gerichtet, kommt langsam herangeschritten. Du hast genug, denkt er, um jedes Schrotkorn wär's schad bei dir. Trotzdem stellt er die Flinte auf den Boden und lädt von neuem. Der Hund sitzt aufrecht vor ihm, läßt die Zunge heraushängen, keucht kurz und laut und sieht ihm zu. Und als der Jäger fertig ist und die Flinte wieder zur Hand nimmt, halten sie ein Gespräch, von dem kein Zeuge ein Wort vernommen hätte, wenn es auch statt eines toten ein lebendiger gewesen wäre.

„Weißt du, für wen das Blei gehört?"

„Ich kann es mir denken."

„Deserteur, Kalfakter, pflicht- und treuvergessene Kanaille!"

„Ja, Herr, ja wohl.“

„Du warst meine Freude. Jetzt ist's vorbei. Ich habe keine Freude mehr an dir.“

„Begreiflich, Herr,“ und Krambambuli legte sich hin, drückte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten und sah den Jäger an.

Ja, hätte das verdammte Vieh ihn nur nicht angesehen! Da würde er ein rasches Ende gemacht und sich und dem Hunde viel Pein erspart haben. Aber so geht's nicht! Wer könnte ein Geschöpf niederknallen, das einen so ansieht? Herr Hopp murmelt ein halbes Dutzend Flüche zwischen den Zähnen, einer gotteslästerlicher als der andre, hängt die Flinte wieder um, nimmt dem Raubschützen noch die jungen Hasen ab und geht.

Der Hund folgte ihm mit den Augen, bis er zwischen den Bäumen verschwunden war, stand dann auf, und sein mark- und beinerschütterndes Wehgeheul durchdrang den Wald. Ein paarmal drehte er sich im Kreise und setzte sich wieder aufrecht neben den Toten hin. So fand ihn die gerichtliche Kommission, die, von Hopp geleitet, bei sinkender Nacht erschien, um die Leiche des Raubschützen in Augenschein zu nehmen und fortschaffen zu lassen. Krambambuli wich einige Schritte zurück, als die Herren herantraten. Einer von ihnen sagte zu dem Jäger: „Das ist ja Ihr Hund.“ „Ich habe ihn hier als Schildwache zurückgelassen,“ antwortete Hopp, der sich schämte, die Wahrheit zu gestehen. — Was half's? Sie kam doch heraus, denn als die Leiche auf den Wagen geladen war und fortgeführt wurde, trottete Krambambuli gesenkten Kopfes und mit eingezogenem Schwanze hinterher. Unweit der Totenkammer, in der „der Gelbe“

lag, ſah ihn der Gerichtsdiener noch am folgenden Tage herumſtreichen. Er gab ihm einen Tritt und rief ihm zu: „Geh nach Hauſe!“ — Krambambuli fletſchte die Zähne gegen ihn und lief davon, wie der Mann meinte, in der Richtung des Jägerhauſes. Aber dorthin kam er nicht, ſondern führte ein elendes Vagabundenleben.

Verwildert, zum Skelett abgemagert, umſchlich er einmal die armen Wohnungen der Häusler am Ende des Dorfes. Plötzlich ſtürzte er auf ein Kind los, das vor der letzten Hütte ſtand, und entriß ihm gierig das Stück harten Brotes, an dem es nagte. Das Kind blieb ſtarr vor Schrecken, aber ein kleiner Spitz ſprang aus dem Hauſe und bellte den Räuber an. Dieſer ließ ſogleich ſeine Beute fahren und entfloh.

Am ſelben Abend ſtand Hopp vor dem Schlafengehen am Fenſter und blickte in die ſchimmernde Sommernacht hinaus. Da war ihm, als ſähe er jenſeits der Wieſe am Waldesſaum den Hund ſitzen, die Stätte ſeines ehemaligen Glückes unverwandt und ſehnſüchtig betrachtend — der Treueſte der Treuen, herrenlos!

Der Jäger ſchlug den Laden zu und ging zu Bett. Aber nach einer Weile ſtand er auf, trat wieder ans Fenſter — der Hund war nicht mehr da. Und wieder wollte er ſich zur Ruhe begeben und wieder fand er ſie nicht.

Er hielt es nicht mehr aus. Sei es, wie es ſei . . . Er hielt es nicht mehr aus ohne den Hund. — Ich hol ihn heim, dachte er, und fühlte ſich wie neugeboren nach dieſem Entſchluß.

Beim erſten Morgengrauen war er angekleidet, befahl ſeiner Alten, mit dem Mittageſſen nicht auf ihn zu warten, und ſputete ſich hinweg. Wie er aber aus dem

Hause trat, stieß sein Fuß an denjenigen, den er in der Ferne zu suchen ausging. Krambambuli lag verendet vor ihm, den Kopf an die Schwelle gepreßt, die zu überschreiten er nicht mehr gewagt hatte.

Der Jäger verschmerzte ihn nie. Die Augenblicke waren seine besten, in denen er vergaß, daß er ihn verloren hatte. In freundliche Gedanken versunken intonierte er dann sein berühmtes: „Was macht denn mein Krambam . . .“ Aber mitten in dem Worte hielt er bestürzt inne, schüttelte das Haupt und sprach mit einem tiefen Seufzer: „Schad um den Hund!“

# Die Reſel.

Es war im März zwischen Oculi und Lätare. Der Graf und die Gräfin hatten sich in ihrer neu eingerichteten Wohnung im Forsthause des Reviers Fichtenberg einquartiert, um die Zeit des Schnepfeneinfalls gehörig auszunützen. Da erlagen viele der geflügelten Reisenden, die eine Zuflucht in den feuchten Niederungen der Nadelwälder gesucht hatten. Je blutiger der Tag gewesen, je vergnügter kehrten die Jäger heim, je liebenswürdiger wurde der Herr Oberförster zum Abendessen geladen. Die kleine Gesellschaft nahm das Mahl in einem traulichen holzgetäfelten Zimmer ein, das von einem stark geheizten Kachelofen fast übermäßig erwärmt und von den vier Kerzen eines Hirschweibchenlüsters ziemlich spärlich erhellt wurde.

Die Ereignisse des Tages hatten den Stoff zum Tischgespräch geliefert. Beim schwarzen Kaffee begann der Graf in seiner breiten und äußerst gutmütigen Art den Stand der Waldungen zu loben. „Das ist ein Unterschied," sagte er, „zwischen den meinigen und den fürstlichen, wo wir im Herbst gejagt haben."

Man rauchte; die Gräfin, die sich die größte Zigarre angebrannt hatte, sprang plötzlich auf, lief zum Fenster, öffnete es weit und sprach, dampfend wie ein Schlötchen: „Alles gut bei Ihnen, mein lieber Herr Ruppert, nur Ihre Leute nicht. Die Hausdiener feuern einen aus dem

Zimmer und Ihre Jäger — eine Sippschaft . . . mein Großvater würde sagen: ‚wie wenn's die Tauben zusammengetragen hätten'."

„Ja, ja, sie hat recht," sagte der Graf, „ich hab mir heut das Jagdpersonal betrachtet. Diese Menschen schauen aus wie die Räuber."

Das Gesicht des Oberförsters zog sich in die Länge. „Das können Hochgräfliche Gnaden gleich anders haben, brauchen nur zu befehlen, nämlich. Wir nehmen uns halt ein Muster an den fürstlichen Jägern drüben: die tragen Uniform mit silberne Knöpf und Borten und waschen sich alle Tag zweimal die Händ."

„Zu was alterieren Sie sich gleich, Ruppert — ich hab nur so gemeint," beschwichtigte der Graf, und seine Frau fiel ein:

„Es handelt sich auch nicht ums Händewaschen, aber daß die Leute gar so merkwürdig sind. Da ist einer den ganzen Tag hinter mir hergegangen, so ein magerer, brauner, ein recht unheimlicher mit trotzigen Augen."

„Der Gruber, Hochgräfliche Gnaden."

„Der kann nicht einmal reden."

„Mit dem Maul, nein, aber ich bitt untertänigst, nur einen Blick auf seine Kulturen am Reiterberg zu werfen, die sprechen nämlich statt seiner."

„Sie haben mir aber keine Antwort gegeben, wie ich gefragt habe," sprach die Gräfin und schlug ihre wundervollen schwarzbraunen Augen schalkhaft zu dem Alten auf.

Er verstand sie nicht. „Was belieben zu meinen?"

„Hören Sie zu. Ich war an einer Stelle im Wald, die ich noch nicht gekannt hab. Es sind dort gar große

Fichten und ein schmaler Wiesengrund — kleine Quellen durchrieseln ihn — zieht sich hinunter bis zum Taldorf. Man kann den Kirchturm sehen und das Kreuz darauf. Dort am Waldesrand bemerke ich einen grünen Hügel, lang und schmal, ganz eingefaßt mit Schneeblumen. ‚Sie,' sag ich, ‚Sie, Jäger, was ist denn das?' — ‚Was?' sagt er und knotet eine von den Schnepfen fester, die er sich an die Weidtasche angebunden hat. ‚Ist das nicht ein Grab, ein armes, einsames Grab?' — ‚Kann sein,' brummt er, so still, daß ich's kaum verstanden habe. Dabei reißt er an seinem dicken Schnurrbart . . . grad, wie Sie jetzt tun, lieber Ruppert, Herr Oberförster," brach sie lachend aus.

Er ließ schnell die Hand sinken, und die Gräfin fuhr fort: „Neben dem Grab — als ob sich's nicht näher getraute, ist ein Kreuzerl aus zwei dünnen Latten aufgepflanzt, die ein gebogener Nagel in der Mitte zusammenhält, und es steht ein Name drauf: Resel. Man kann's noch ausnehmen, trotzdem die Buchstaben vom Regen halb verwischt und so krumm sind, wie wenn ein Kind sie geschrieben hätte."

„Kein Kind," versetzte der Förster, „aber einer, der geworden ist wie ein Kind . . . Hochgräfliche Gnaden haben ihn noch gekannt," wandte er sich an den Grafen, „den alten Vitalis, den großen, dicken, mit dem rosenfarbigen Gesicht."

„Ja — ja — und ich hab immer ministrieren wollen, wenn er ins Schloß gekommen ist, die Meß' lesen. Was für eine Geduld hat er mit mir gehabt!"

„Aber die Resel, warum ist sie nicht auf dem Friedhof begraben?" fragte die Gräfin, und der Förster erwiderte zögernd:

„Ja, leider, weil sie leider Hand an sich gelegt hat, sich nämlich umgebracht hat.“

„Umgebracht!“ rief die junge Frau erregt — „gewiß aus unglücklicher Liebe, sie hat ihren Geliebten nicht heiraten dürfen, oder er hat sie sitzen lassen, der Lump . . . Ist's so? Sagen Sie's, wenn Sie's wissen.“

„Wie sollt ich nicht? Die Resel ist ja die Tochter von meinem Bruder gewesen.“

„So — und was war der?“

„Müller im Taldorf.“

„Hat er viele Kinder gehabt?“

„Die längste Zeit gar keins, dann ist die Resel gekommen. Der liebe Gott hat sich besonnen. Aber weil sie keine Ruh gegeben haben mit Bitten und Betteln und auf alle Wallfahrtsorte herumgezogen sind, gibt er endlich nach und schickt ihnen die zitternde Freud.“

„Das Kind wird wohl kränklich gewesen sein?“

„Gesund wie ein Fischerl von ihrer Geburt an. — ‚Wenn die zwei Alten ein Kind kriegen, kommt's mit graue Haar auf die Welt,‘ hat es immer geheißen. Indessen bringt das Mädel einen Kopf voll dunkle Locken mit, und wie ihr die ausgegangen sind, wachsen noch dunklere nach. Die Augen waren schwarzbraun, ich hab mein Lebtag keine so schönen mehr gesehen.“

Die Gräfin zuckte die Achseln, erhob sich und sagte mit komisch-naiver Entrüstung zu ihrem Gatten: „Comme il est bête!“

Der Angesprochene erwiderte nur mit einem zustimmenden Laut, denn er befand sich schon im Halbschlafe. Ein wenig verdrossen nahm die junge Dame Platz auf der Ottomane am Fensterpfeiler, stützte den

Nacken auf die Polster und fragte: „War die Resel groß, klein, wie hat sie ausgesehen?“

„Sie wird beiläufig eine Person gehabt haben wie Hochgräfliche Gnaden, nur nicht so mager da herum.“ — Der Förster legte die Zigarre weg und griff mit beiden Händen an seine breite Taille. „Aber ein Feuerteufel. Man hat nämlich nie gewußt, wenn sie weg war, ob sie ihre geraden Glieder heimbringt.“

Die Gräfin lächelte: „Ja, ja, so wilde Hummeln gibt's, ich habe auch eine gekannt.“

„Die Eltern sind aus der Todesangst um sie nicht herausgekommen, wollten es ihr aber nicht zeigen, daß ihr nicht weh geschieht. Manchmal hat sie's von selbst gemerkt und gesagt: ‚Mutterl, acht Tag geh ich dir nicht von der Seiten,‘ — hat sich mit ihrer Arbeit hingesetzt und gekniffelt, gekniffelt! An gutem Willen hat's ihr nicht gefehlt, nur war's ganz gegen ihre Natur, und wenn man sie so gesehen hat, ist sie einem vorgekommen wie ein Fink oder ein Kanari, den's eingespannt haben, und der ein Wagerl hinter sich herziehen muß. Ihr Vater hat den traurigen Anblick nicht vertragen, hat sie immer bald weggeschickt, sich austanzen auf der Wiesen. Da ist sie geflogen . . . Hat übrigens nicht nur getanzt, auch den Leuten geholfen beim Mähen und Heumachen und im Winter beim Holzklauben, — wenn sie nur draußen im Freien sein konnte. Und — kurioses Mädel! eine Passion, ihr Leben zu riskieren, als ob sie's nicht früh genug loswerden könnt.“

Seine Zuhörerin unterbrach ihn eifrig: „Nein, nein, daran hat sie nicht gedacht, sie hat die Gefahr geliebt, das kommt vor; auch Mädchen haben Heldenblut in den Adern . . . Vielleicht war ihr Großvater Soldat wie der meine.“

Der Förster nickte zustimmend: „Kann sein . . . Die Resel — wenn ich denk, daß sie als ein zwölfjähriges Ding ein Wickelkind aus dem lichterloh brennenden Haus gerettet hat und ein paar Wochen drauf bald ersoffen wär. Ist nämlich ins Wasser gesprungen einem jungen Hund nach, der hätt ertränkt werden sollen."

„Einem Hund? — Förster, das hätt ich auch einmal getan bei einem Haar! aber die Gouvernante, die dumme Gans, hat mich am Kleid erwischt und festgehalten . . . Erzählen Sie weiter, ich hab sie schon lieb, die Resel."

„Schauen, so ist es jedem Menschen gegangen, nämlich, und nicht anders dem lieben Vieh. Wenn sie zu uns gekommen ist, glauben, daß mein Hund mir zugegangen wär? Keine Idee. Wie verhext um sie herumgesprungen und ihr nicht von den Fersen gewichen. Und mein ältester Bub, der Robert, macht ihm's nach. Oder will wenigstens . . . Sie war damals sechzehn, er achtzehn. Ich hab ihn g'haut — es hat nichts genutzt. Fortschicken mußt ich ihn zu einem Bekannten in Sachsen, wo er mehr zu tun und weniger zu essen bekommen hat als zu Haus. Plag und Hunger, Hochgräfliche Gnaden, sind die besten Mittel gegen die Lieb nämlich."

„War der Resel nicht leid um ihn?"

„Nein. Sie ist mit ihrem Toni gegangen und hat sich sonst um niemanden geschert. Das heißt, das will ich nicht gesagt haben: an ihre Eltern nämlich ist sie gehängt, denen sie ja das allerhöchste war, und auch an dem alten geistlichen Herrn, dem Vitalis. — Schauen, an dem konnt man's erleben, wie das ist, wenn ein einschichtiger Mensch sein Herz an ein fremdes Kind hängt. Der treibt's mit ihm mehr als die eigenen Eltern,

glauben mir sicher. — ‚Mein Taufkind, mein Beichtkind,‘ ich hör noch den Ausdruck und: ‚Die hat ein Köpferl, die fragt g'scheiter als ich antworten kann. Ja, und was für ein Herz! Nur daß sie's nicht immer zeigen mag. Wie oft kommt es aber von selbst zum Vorschein, zum Beispiel — wißt Ihr noch, Förster? — bei dem großen Feuer.‘ — Jehses, Jehses! wenn allemal ein halbes Dorf abbrennen müßt, damit eins sein gutes Herz zeigen kann, hab ich gedacht — gesagt, nein. Den guten, guten Herrn zu kränken, hätt ich mir zur Sünd angerechnet. Die Resel war weniger heiklig in dem Punkt, und der Herr Pater nämlich auch schwer dahinzubringen, daß er ihr eine Ermahnung erteilt. Ihm hat ihre Reu Angst gemacht, die gleich da war, aber nicht viel anders ausgeschaut hat wie die pure Verzweiflung. Da ist sie auf die Knie gefallen vor denen Eltern und hat ihnen Händ und Füß geküßt und mit Jammern und Weinen um Verzeihung gebeten.“

„Warum denn um Verzeihung?“

„Wird ihre Ursachen gehabt haben, wissen. Die Liebschaft mit dem Toni war nämlich im höchsten Flor, und die Alten, so schwach sie sonst waren, davon haben sie doch nichts wissen wollen.“

„Warum denn nichts wissen wollen?“

„Erstens war er kaum zwanzig.“

„Kaum zwanzig!“ Die Gräfin ließ ihren Blick auf den edlen, aber nicht mehr jugendlichen Zügen ihres Gatten ruhen und auf dem Silberglanz, in dem sein Scheitel unter dem Licht der Lüsterkerzen schimmerte.

„Zweitens,“ setzte der Förster hinzu, „war mein Bruder ein wohlhabender Mann, der für seine Tochter etwas Besseres verlangen konnt als nämlich einen armen

Heger, was der Burſch zu der Zeit geweſen iſt. Heger in der Hubertushütten oben. Wahr iſt, der Vater hätt früher g'ſcheit ſein und nicht erlauben ſollen, daß die Reſel und der Toni von Kind auf beſtändig mitſammen herumrennen. Es hat ſich ſo gemacht, weil das Haus vom Revierjäger, dem Toni ſeinem Vater, nicht weit von der Mühl war und das einzige in der Nachbarſchaft."

„Alſo Spielkameraden," ſprach die Gräfin ernſt und nachdenklich, „und beide jung und luſtig, da haben ſie ſich ineinander verlieben müſſen."

„Zu dienen, Hochgräfliche Gnaden. Ich habe meinem Bruder oft geſagt, es wär Zeit, daß er auf ſie Achtung gebet. Umſonſt. Höchſtens, daß er's in Übel genommen und mich angefahren hat: ‚Ich kann ihr nicht nachlaufen mit meiner Gicht; wär auch ſchad um die Müh, alle möglichen Mucken trau ich ihr zu, aber nicht einen unrechten Gedanken. Sie wird die Kinderſchuh und die Dummheit mit dem Toni auf einmal ablegen; laß nur den Andreas da ſein'."

„Wen?"

„Dem Wirt vom Fichtentann ſein Einziger. Ja. — Die Alten haben ſich ihn nämlich ſchon lang zum Schwiegerſohn ausgeſucht gehabt. Die Wochen drauf nach geleiſteter Militärpflicht ſollt er eintreffen. Ein prächtiger, braver Menſch."

„Ja," ſagte die Gräfin wie im Traum, „brav und gut . . . aber er hat graue Haare gehabt."

„Graue Haar? daß ich nicht wüßt."

Die junge Frau wurde über und über rot und wandte die Augen etwas erſchrocken ihrem Manne zu, der inzwiſchen feſt eingeſchlafen war. „Alles eins," ſprach ſie raſch, „erzählen Sie weiter."

„Was soll ich noch erzählen? Belieben sich das End zu denken; haben das Grab von dem armen Ding gesehen. Sie ist, versteht sich, mit Erlaubnis des hochseligen Herrn Grafen dort bestattet worden. Solang der Pater Vitalis noch gelebt hat, hat er die Ruhestatt von seinem Taufkind gepflegt. Dann hab ich immer einen von meine Buben hinausgeschickt."

„Gut, gut, das kommt später, jetzt möchte ich wissen, wie die Resel gestorben ist."

Der Förster zögerte. „Verlangen sich's nicht, Hochgräfliche Gnaden, es ist nämlich eine sehr traurige Geschicht."

„Aber ich will sie kennen," sprach die Gräfin gebieterisch und hob sich auf dem eingestemmten Ellbogen ein wenig in die Höhe.

„Jetzt haben grad so geschaut wie die Resel," bemerkte der alte Jäger lächelnd.

„So, — wann?"

„Wann man sie bös gemacht hat, und das ist sie leicht geworden gegen jeden, nur gegen den Toni nicht; was der getan hat, war immer recht — nämlich ihr. Eine Unbändige wie die und getraute sich nicht die Augen anders aufzuschlagen als so, wie es ihm gefällig war."

„Sie hat ihn eben lieb gehabt."

„Beim Tanz konnt es noch so lustig hergehen, konnten's die Burschen mit ihr treiben wie verruckt, die Freud war gleich vorbei, wie der Toni aus Eifersucht oder was, ein Gesicht geschnitten hat. Bei ihm war das fertig im Handumdrehen."

„Das ist merkwürdig," sagte die Gräfin, „daß der Toni auch so gewesen ist."

„Sehr merkwürdig," bestätigte der Förster unbefangen. „Ein lieber, hübscher, lustiger Kerl ist zum Tisch getreten; ein hölzerner Haubenstock mit schiefem Maul hat sich niedergesetzt. Wenn ich ein Mädel wär, ich nehmet keinen, der so ist. Sonst war ihm nichts nachzusagen; er war tüchtig in seinem Fach, voll Kurasch und wie der Teufel auf Wildschützen und Holzdiebe. Davon hat aber eine Geliebte nichts."

„Sie hat davon, daß es ihr gefällt, und das ist alles."

„Entschuldigen, man möcht halt wissen, was für einen Grund sie gehabt hat zu so einer Lieb."

„Auf den Grund kommt's nicht an, lieber Ruppert." Sie lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Weiter, weiter. — Nun, soll ich Ihnen einsagen? — Der andre wird stündlich erwartet und der armen Resel fürchterlich zugesetzt: ‚Du nimmst ihn, du mußt! — Wir wollen, wir beschwören, der Frieden unsrer alten Tage hängt davon ab. Wie sanft würden wir sterben, wenn wir dich wüßten in der Hut eines braven Mannes . . . Kind, Kind! mach uns den Tod nicht schwer.' — Haben sie so zu ihr gesprochen, die Großeltern und der Vitalis?"

„Bitt schön, Großeltern waren keine," versetzte Ruppert nicht ohne Schadenfreude an der Lücke im divinatorischen Talent seiner Gebieterin. „Der geistliche Herr hat ihr im Namen der Eltern zugeredet."

„Und sie hat nachgegeben, die Ärmste?"

Der Förster wiegte bedenklich den Kopf: „Verzeih ihr Gott und geb ihr den ewigen Frieden."

„Wie? — — Also standhaft geblieben die Resel und ‚nein' gesagt?"

„Nicht ‚ja‘ und nicht ‚nein‘, aber völlig desperat gewesen, hör ich, den Eltern gute Nacht gewünscht, und man soll für sie beten. — Aus dem Zimmer gegangen, wieder hereingekommen, paarmal nacheinand, grad als ob sie etwas sagen möcht und sich nicht traut und es nicht herausbringt. Endlich auf das viele Bitten der Mutter geht sie zur Ruh. ‚Morgen reden wir weiter,‘ sagt der Vater, und sie, mit einer Art Todesangst: ‚Wenn Zwei bitten kommen, vielleicht erbarmt ihr euch dann.‘ In einer Viertelstund hat die Mutter nachgesehen, da ist sie im Bett gelegen und hat geschlafen — oder dergleichen getan. Am nächsten Morgen war sie verschwunden.“

„Sie hat sich ins Wasser gestürzt oder in einen Abgrund,“ erklärte die Gräfin mit großer Bestimmtheit. „Wohl ihr, daß sie es konnte, daß keine Gouvernanten da waren, sie zu hindern.“

„Wie meinen? — Gubernanten? waren freilich keine da,“ sprach der Förster treuherzig. „Die ordinären Leut aber haben alle gesagt, wie Hochgräfliche Gnaden: die hat sich umgebracht so oder so, und denen Eltern noch zu Gehör gesprochen: Wenn man einem Kind von jeher seinen Willen gelassen hat, darf man nicht auf einmal Gehorsam von ihm verlangen. Die den Selbstmord am bittersten beweinen, brauchen nicht erst zu fragen, wer ihn verschuldet hat.“

„Ganz richtig,“ warf die Gräfin ein.

„Die Alten sind dagesessen, wie wenn der Blitz sie getroffen hätt. Was ist ihnen am Gered gelegen? Solche Vorwürfe, wie sie sich selber gemacht haben, hätte der ärgste Bosnickel nicht erfunden. Der Herr Kaplan, der auch Trost braucht, spendet ihn, probiert es wenigstens.

— Da klopft's ans Fenster und gleich darauf an die Tür. Die Eltern fahren zusammen; sie meinen nicht anders als: Unsre Tote meldet sich. — — Statt dem kommt der Bub vom Bäcker herein, der dem Toni alle Wochen zweimal das Brot bringt. ‚Sie sollen sich nicht abkränken,' sagt er, ‚die Resel lebt, er hat sie gesehen, sie ist oben in der Hubertushütten'."

„Wo?" — die eifrige Zuhörerin schlug in die Hände und rief mit einem Gemisch von Tadel und Bewunderung: „Mordsmädel das!"

„Ich bin just auf Besuch bei meinem Sohn in Sachsen gewesen," fuhr der Erzähler fort, „und erst am Abend zurückgekommen. Das Unglück war schon geschehen — vorher aber ein Wunder. Denken nur, der alte Pater Vitalis hat den Weg zum Heger angetreten und wirklich zurückgelegt. Wie er über die Felsen und über das Geröll gekrochen ist, der schwerfällige Herr mit seine wackligen Beine, laßt sich auf natürliche Art nicht erklären. Nachgehens habe ich ihn gefragt: ‚Wie waren Sie imstande, die Beschwerlichkeiten von der Wanderung zu überwinden?' — Seine Antwort war: ‚Ich habe keine Beschwerlichkeiten verspürt, ich bin hinaufgetragen worden von meinem großen Zorn und meinem großen Schmerz.' — Kurz und gut, er tritt in die Hütten. In der Kuchel am Herd steht ‚sein Taufkind, sein Beichtkind,' schlagt die Hände vors Gesicht, wie sie ihn erblickt, und weint, daß die Tränen ihr durch die Finger fließen.

Wo war da sein Zorn? Nur sein Schmerz ist übrig geblieben und hat aus ihm geredet: ‚Du Gottverlassene, weißt du, was du getan hast? Weißt du, ob deine Eltern die Schand überleben? . . . Davongelaufen — du! . . .

Warum davongelaufen? — Sprich! Da ist dein alter Beichtvater, beichte!'

Nun mein Gott und Herr, es war schon nicht anders als nämlich am allerschlimmsten. Sie hat eingestanden, daß sie es nicht mehr aushalten konnte unter einem Dach mit ihre braven, betrogenen Eltern, nicht mehr hören konnte: ‚Wenn du uns lieb hast, heiratest du den Andreas' — daß sie also in ihrer Desperation hierher gerannt ist. Heute oder morgen haben die Eltern doch erfahren müssen, wie es mit ihr steht und —"

Die Gräfin fiel ihm erregt ins Wort: „Die Zucht hat ihr gefehlt, die Führung. Sie ist ganz allein dagestanden, Aug in Aug mit der Versuchung . . . Arme Resel! — Von einer solchen Gefahr wissen *wir* freilich nichts; uns wird die Wahl zwischen Recht und Unrecht erspart — die Beschützer laufen uns ja nach auf Schritt und Tritt. Gar oft verdrießt einen die beständige Überwachung und ist am Ende doch Glück und Gnade. Ach, wie wohl tut das reine Gewissen, das wir uns — nein, das man uns bewahrt hat! . . . Weiter, Oberförster, warum unterbrechen Sie sich alle Augenblicke? Was hat er jetzt gesagt, der gute Pater Vitalis?"

„Je nun, die Botschaft der Eltern hat er ihr ausgerichtet. Daß ihr verziehen ist nämlich, und die Heirat mit dem Toni erlaubt, aber: aus dem Elternhaus geht's zur Kirchen, ins Elternhaus muß sie gleich mit ihm zurück.

Die Resel war, wie wenn ihr die Sonne beim Untergang feuerrot ins Gesicht geschienen hätte, und dabei soll ein Frost sie geschüttelt haben. ‚Mein Vater,' sagt sie, ‚meine Mutter, meine guten Eltern, meine viel zu guten!' Sie hat die besten Vorsätze gefaßt, ihnen alles

zu vergelten und tausendfach zu büßen, was sie an ihnen verschuldet hat, und von nun an die dankbarste Tochter zu sein, die gehorsamste. — ‚Mit Gottes Gnade,' sagte der Herr Kaplan, ‚und jetzt komm.' Noch nicht; sie nötigt ihn, ein Glas Ziegenmilch zu trinken und gibt ihm dann über den halben Berg das Geleit, bis wo der Weg gut wird. Da bleibt sie stehen, nimmt seine Hand und küßt sie. ‚Vergelt's Gott, Hochwürden, und auf baldiges Wiedersehen.' Er erschrickt: ‚Was? gehst nicht gleich mit?' — Also nein! um nichts auf der Welt kann sie kommen ohne den Toni; das wär ja, als ob er nichts mehr von ihr wissen wollt und sie nach Hause schicket. Sie haben beide gefehlt, sie müssen beide um Verzeihung bitten und um den Segen. Die Tage sind jetzt lang, meint sie — nämlich im Anfang Juni — es ist noch hell-licht, und sie möchte so gern warten, bis es dunkel wird. Vor Schlafengehen trifft sie sicher ein, bringt den Toni mit, und wenn der seine Begnadigung hat, soll er nur gleich fort, sie schwört, daß sie sich's dann nicht einmal verlangt, ihn eher wiederzusehen als am Altar bei der Trauung. Noch einmal küßt sie dem Pater die Hand, und eh er sich besinnt, ist sie auf und davon gesprungen. — Nach einer Weile hat die Luft von der Höh herab dem geistlichen Herrn einen Jauchzer zugetragen, da war so ein Jubel drin, als ob eine arme Seel aus dem Fegfeuer gradaus in den Himmel aufflieget."

„Nun hätte ja alles gut werden können, Förster."

„Zu dienen, ja — können, das heißt, wenn nämlich der Toni ein ganzer Mann gewesen wäre und nicht ein halbeter, der sich einer übeln Angewohnheit aus seiner Bubenzeit noch nicht erwehren kann. Er ist, das hat er

mir erzählt, — wenn ich sage, zwanzigmal, sage ich nicht genug, — an dem Abend in seinem schlimmsten Humor gewesen, nämlich. Hat er einen Streit gehabt, hat er einen Waldfrevel entdeckt oder was — genug, wie ihm die Resel von weitem zuruft, tut er schon, als ob er nichts höret noch sehet. Sie kommt ihm entgegen und teilt ihm voller Freuden alles mit, vom Besuch des Pater Vitalis und von der Einwilligung der Alten. Der Toni spielt sich auf den Dummen, macht dergleichen, als ob er nichts verstehet. Einwilligung — zu was? er möcht gern wissen, zu was er Einwilligung brauchet. Geht ins Haus, fangt an, sein Gewehr zu putzen und singt sich dazu recht frech und übermütig das alte Liedel:

„Ich will dich ja lieben,
aber heiraten nicht.“

Die Gräfin hatte sich mit einem Ruck aufgerichtet: „Schlechter Kerl! Miserabler Mensch . . . Ach, daß sie doch nicht zu ihm gegangen wäre! — Also weiter, Herr Ruppert.“

„So gewöhnt die Resel an seine ungleiche Laun auch war, in dem Augenblick ist ihr's zu viel geworden, und sie hat ihm ein paar ernsthafte Worte gesagt. Gleich ist der Gifthahn beleidigt, der empfindliche Dalken, und das muß natürlich gestraft werden, je grausamer, je besser. — Werden das nicht wissen, weil es dergleichen kaum geben wird bei so hohe Herrschaften nämlich; aber unter uns kommt's vor, daß einer sein Liebstes, ob es jetzt ein Hund ist, ein Pferd oder ein Frauenzimmer, manchmal plagen muß bis aufs Blut . . .“

„Ach ja, ich kenne das,“ seufzte die junge Frau, „solche Käuze findet man überall. Und sie gefallen einem noch.“

„Unbegreiflicherweis nämlich: denn in einem solchen Moment — ich hab das vom Toni — ist denen Sekierern wie wenn der Teufel ihr Herz in seine verfluchte Krallen nehmet und zusammendrucket, daß es hart wird wie Stahl . . . Aber Hochgräfliche Gnaden sind, scheint mir, schläfrig. Soll ich nicht aufhören?“

„Nur weiter, lieber Herr Oberförster.“

„Wie sie ihn so gar bös gesehen hat, ist ihr angst und bang geworden, und sie macht ihm nicht den geringsten Vorwurf, bittet nur demütig: ‚Schau, nimm mich doch. Tu's aus Erbarmen mit meine braven Eltern.‘ Aber der stutzige Bock beutelt mit dem Kopf wie ein Sonnenkollerer. Es fallet ihm nichts ein vom heiraten, und er sei zu jung nämlich, und er will noch seine Freiheit genießen. Auf das hin wird die Resel still.“

„Und was tut sie?“

„Im vorigen Winter, wissen, ist der Toni von drei Kerlen mit berußte Gesichter, wahrscheinlich abgestrafte Holzdiebe, im Schlaf überfallen, gebunden und geknebelt, aus dem Bett gerissen und in den Schnee geworfen worden. Einem puren Zufall, der mich zu ganz ungewohnter Zeit dort vorbeigeführt hat, hat er's zu verdanken, daß er nicht völlig erfroren ist; zu drei Viertel war er's schon. Seit damalen hat er immer eine geladene Pistolen an der Wand beim Bett hängen gehabt. Auf diese geht die Resel zu, nimmt sie vom Nagel und spannt: ‚Toni, ich muß heim, ich hab's dem geistlichen Herrn versprochen, ich kann aber nicht kommen ohne deiner. Kommst mit, Toni? — Willst?‘

In ihm hat alles gezittert, weil sie einen so entschlossenen Ausdruck gehabt hat, aber er wird sich doch nicht imponieren lassen, er, mit seiner Kurasch. — ‚Kommst mit?‘

— Das ist kein Bitten mehr, und jetzt droht sie: ‚Willst?‘ — Er schreit, er weiß nicht was — er fürchtet, daß er: ‚Nein,‘ daß nämlich der Böse: ‚Nein‘ aus ihm geschrien hat, und stürzt auf sie zu und will ihr die Pistolen aus der Hand reißen. Das hätt ihm freilich früher einfallen sollen. Die Resel stürzt zusammen, hat sich in die Brust geschossen, die Kugel sitzt in der Lungen ... Jetzt ist dem Teufel seine Arbeit fertig, jetzt laßt er los. Dem Toni geht das Herz auf und gehen die Augen über. Er wirft sich neben ihr hin ... Die Welt, wenn sie sein wäre, nämlich, den Himmel, wenn er ihn hätte, alles gebet er, um daß sie gesund werden möchte, seine Geliebte, er spürt es wohl: seine Vielgeliebte. Und holt Decken und einen Polster und legt sie so vorsichtig drauf, als ob sie ein bis zum Rand gefülltes Glas wäre, aus dem um Gotteswillen kein Tropfen ausgeschüttet werden darf. Aber sie sagt mit einer großen Müh: ‚Geh, du bist schlecht ... Ach Vater, ach Mutter! ... Ach, du Schlechter, laß mich wenigstens nicht sterben wie ein Tier — ruf mir den geistlichen Herrn‘ ... Und er fort. — Ein Felsstück, das von der steilen Wand abspringt, wäre nicht früher unten gewesen. Ohne anzuklopfen, stürzt er dem Herrn Kaplan ins Zimmer, findet ihn nicht allein, seine Behörde, der Herr Dechant von Marienhöhe sitzt bei ihm. Natürlich bringt der Toni trotzdem seine Sache vor. Der Pater Vitalis wird leichenblaß und muß sich an ihn anhalten, daß er nicht umfallt, nämlich. Dennoch sagt er: ‚Stütze mich — komm,‘ und will in die Kirchen um das Allerheiligste; kann nur nicht, ist zu schwach. Der Herr Dechant führt ihn zu einem Sessel und erkundigt sich genau, was denn sei? Dann meint er: ‚Wie? das Allerheiligste hinauftragen an

die Stätte, wo alles Heilige mit Füßen getreten worden? Unmöglich. Bringt erst die Verwundete ins Elternhaus zurück, zu Buße und Entsühnung' . . . ‚Ja, bringt sie,' sagt auch der Herr Kaplan . . . ‚Aus dem Elternhaus hat sie als Braut zu mir kommen sollen, sich meinen Priestersegen abholen zu einem neuen Lebensweg; im Elternhaus will ich ihr die Reisezehrung reichen zu ihrem letzten Gang.'

Von da an habe ich alles selber mitgemacht, nämlich, bin neben der Tragbahren hergegangen, auf der sie gelegen ist und hat nichts als gebetet. Manchmal habe ich mich zu ihr gebückt: Nun, wie fühlst dich? ‚Ach, Herr Onkel, als eine große Sünderin.'

Wir haben sie also heimgebracht und auf das Bett der Mutter gelegt, weil die es so verlangt hat. Kein Aug hat die Resel von ihr abgewendet, außer um den Vater anzuschauen, und hat die Händ von beide in ihre Händ gehalten und gesagt: ‚Ihr' . . . und immer wieder: ‚Ihr' . . . Es war leicht zu verstehen, was das geheißen hat, nämlich: Ihr seid das Gute, das Beste. Niemand hat mich lieb gehabt wie ihr. Ich bereue! ich bereue! Ach, daß ich doch nicht fort müßt, daß ich doch bei euch bleiben könnt. — Mein Bruder hat laut geantwortet auf ihre stummen Reden: ‚Es wird keine lange Trennung sein, wir kommen dir bald nach.' — Nun hat der Geistliche sich genähert und ihr zugesprochen mit herrlichen Worten. Dann ihre kurze Beichte gehört, und ist eben im Begriff gewesen, ihr die Absolution zu erteilen, als ein Krakehl vor der Tür entstanden ist. Es will nämlich einer herein, den andre abzuhalten suchen."

„Der Toni," sprach die Gräfin.

„Ja. Man hört ein paar Leute ſchreien und hinfallen, und die Tür geht auf. Keiner hat ſich umgeſchaut, nur ich. Da ſeh ich ihn, wie er kniet . . . Hochgräfliche Gnaden, ich habe viel geſehen in meinem langen Leben, ſo etwas nicht wieder. Der rechte Schächer, wenn man den vom Kreuz abgenommen hätte, bevor der göttliche Erlöſer ihm Vergebung verheißen — dem ſein Ebenbild war er. Wohl bin ich aufgeſprungen, nimm ihn beim Kragen und will ihn hinauswerfen. Aber er, den ich ſonſt mit einem Finger an die Wand gedruckt habe, erwehrt ſich meiner und rutſcht auf ſeine Knie bis mitten ins Zimmer. Seine Zähne haben ihm geklappert, dicke Schweißtropfen ſind ihm über die Wangen gelaufen, ſeine Augen waren trocken wie Feuer. ‚Reſel!‘ ſagt er, ‚verzeih mir!‘ Sie horcht. — ‚Verzeih mir!‘ wiederholt er, ſchleppt ſich bis ganz in die Nähe von ihrem Bett und ſchlagt mit der Stirn auf den Boden. Der Herr Kaplan wendet ſich ab, die beiden Eltern preſſen die Geſichter in den Polſter, auf dem die Reſel liegt. Sie faßt mit der einen Hand die Mutter um den Hals und mit der andern deutet ſie auf den Schächer.

Alles Irdiſche war von ihr abgefallen, ſie hat ihn mit ſo einem ſanftmütigen Mitleid angeſchaut . . . ‚Vater — Mutter — Hochwürden . . . das iſt ein armer Menſch‘ . . . Und nimmt ihre letzte Kraft zuſammen: ‚Vater — Mutter — Hochwürden, erbarmt euch ſeiner‘ . . .

‚Mein Kind, denke jetzt nur an den Ewigen, vor dem du bald ſtehen wirſt,‘ beſchwört Vitalis — ‚denk an das Heil deiner Seele.‘

Aber ſie ſagt: ‚Mein Lebenlang habe ich um Verzeihung gebeten, jetzt bittet Einer mich, und ich ſoll ſie ihm verweigern?‘

‚Dein Heiland, mein Kind, begehrt einzuziehen in dein Herz — empfange deinen Heiland, mein Kind.‘

‚Zuerſt verzeihen,‘ antwortet ſie und richtet ihre halbgeborchenen Augen auf den armen Sünder: ‚Ich verzeih dir, Toni, und wenn auch Gott mir nicht verzeiht — ich verzeih dir.‘

Damit war ſie hinüber.“

„Tot?“

„Tot, und hat über die Verſöhnung mit einem Menſchen die Verſöhnung mit ihrem Schöpfer verſäumt. — Wir ſtehen vor ihr, ich und die Eltern nämlich, und ſtarren ſie voller Entſetzen an, und doch wieder nicht, weil ſie daliegt und lächelt, ſo friedlich wie ein unſchuldiges Kind. Der Pater Vitalis iſt am früheſten zur Beſinnung gekommen, hat ſich mit einer wunderbaren Kraft aufgerichtet, die Arme zum Himmel emporgehoben und laut und inbrünſtig gebetet:

‚Vergib uns unſre Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern.‘“

„Arme Reſel!“ hub die Gräfin nach einer langen Pauſe an . . . „und was iſt aus ihrem unglückſeligen Geliebten geworden? lebt er noch? ich möchte ihn kennen, den Toni.“

„Kennen ihn ohnehin,“ erwiderte der Förſter. „Iſt der ſelbe, der Hochgräfliche Gnaden heute geführt hat, auf der Jagd.“

„Der war's — der?“ — jetzt beſann ſie ſich. Der hartnäckige Schweiger mit dem finſtern Blick, in deſſen Nähe ihr faſt unheimlich zumute geweſen, hatte eine flüchtige, raſch verjagte Erinnerung in ihr geweckt, — die Erinnerung an Einen, den zu vergeſſen ihre Pflicht war.

# Die Poesie des Unbewußten.

## Novellchen in Korrespondenzkarten.

## 1.

7. Juli.

Liebe Mama!

Das Schloß liegt auf einem Berge, der für unsre Gegend ein Montblanc wäre, hier aber neben diesen Riesen nur ein Kind von einem Berg ist. Gegen Osten hin öffnet sich ein grünes Tal; ein Bächlein durchrennt es, weiß wie gepeitschter Seifenschaum. Wenn ich auf den Balkon trete, rauscht ein Meer von grünen Wipfeln zu meinen Füßen. — Hör ihnen zu, sie begrüßen dich, sagte Albrecht. War das nicht nett? Mein Mann ist überhaupt so gut! Ich mache jetzt erst seine Bekanntschaft. Eigentlich hast Du mich mit einem fremden Herrn in die weite Welt reisen lassen.

Ich küsse Deine Hände, ich möchte Dir tausend zärtliche Dinge sagen, aber Du liebst das nicht, so sage ich denn nur: Lebewohl!

Deine Tochter.

---

## 2.

10. Juli.

Dank für Deinen teuren Brief; es ist doch grausam, daß ich, um ihn zu beantworten, nur eines der schönen Kärtchen benützen darf, die Du mir mitgegeben hast. Viel zu tun habe ich allerdings. Ich will auch eine Schloß-

frau werden, wie meine Mutter, eine Stütze und ein Hort für meine ganze Umgebung. Freilich, Du bist schon lange die Gebieterin Deines Hauses, und ich muß mich erst an die Herrschaft gewöhnen. Albrecht mahnt mich oft: Laß doch das Bitten weg! Der Oberst sagt zu seinen Soldaten: Vorwärts! Wenn er sagen würde: Ich bitte vorwärts zu marschieren, bliebe wohl mancher zurück. — Aber das ist doch nicht ganz das selbe, nicht wahr, meine geliebte Mama? — Ich umarme Dich, ich lege mein ganzes Herz in — oder soll ich sagen, auf diese Karte?

---

3.

13. Juli.

Mein teures Kind, lasse es nur bei den Kärtchen bewenden, murre nicht gegen meine Anordnungen. Daß ich im ersten Jahre Deiner Ehe durchaus keine langen Briefe von Dir erhalten will, das hat seine guten Gründe, die Dein Mann, der „fremde Herr", der mir ein so gut bekannter ist, sicherlich würdigen wird, Du brauchst ihn nur danach zu fragen. Mit treuer Liebe

Deine Mutter.

---

4.

17. Juli.

Ich habe Albrecht Deine Karte gezeigt und ihn gefragt: Weißt du sie zu würdigen diese Gründe? — Nun, Mama, er hat mich so ernsthaft angesehen, daß ich ganz bestürzt wurde. — Natürlich, war seine Antwort. O Mutter, ich fürchte, mein Mann versteht Dich besser als ich! Ich wagte nicht, ihn um eine Erklärung zu bitten, ich bin ihm gegenüber noch sehr befangen. Er

spricht so wenig, er ist ein verschlossener Mensch; das Kennenlernen geht nicht so rasch, als ich anfangs dachte. Es ist doch etwas außerordentlich Imposantes um solch einen großen, schweigsamen Mann. Haben wir es denn genug erwogen, ob ich nicht zu gering für ihn bin, ich armes Ding, das in der Welt und von der Welt nichts weiß?

---

5.

22. Juli.

Ich soll trachten, ihn zu unterhalten! Ach, er hat sich mit mir noch nie so gelangweilt, als seitdem ich ihn zu unterhalten trachte. Tagsüber sehe ich ihn nicht, da ist er im Wald oder in der Fabrik. Er kommt erst zu Tisch um sieben Uhr. Nach Tische raucht er und liest Zeitungen, und sodann beginnt das große Schweigen. Ein paarmal befolgte ich Deinen Rat und brachte allerlei vor — von Büchern und solchen Sachen. Er hört mir geduldig zu, aber auf mein Geschwätz zu antworten, ist ihm nicht der Mühe wert. Kein Wunder auch. Ein Mann wie er! Ein Kind wie ich!

---

6.

26. Juli.

Vor drei Tagen dachte ich: willst doch suchen, ihn ins Gespräch zu ziehen, und fragte ganz direkt: Wallenstein oder Götz, welchen stellst du höher? — Schwer zu bestimmen, sagte er, machte sein strenges Gesicht und sah aus wie einer, der sich mit Gewalt auf etwas besinnen will. Endlich sprach er: Ein Buch, das ich sehr gern habe, ist der Siebenjährige Krieg, von Schiller. Kennst du's? — Ich nicht, und niemand kennt es. — Warum?

— Weil es nicht existiert. — So? . . . Seine braunen Wangen wurden noch dunkler; das ist seine Art zu erröten. Hat es ihn verdrossen, daß ich auf seinen Scherz nicht einging? Habe ich eine andre Albernheit begangen? Genug, er stand auf, machte eine Bemerkung über das Wetter und ging sogleich fort. Und seitdem geht er alle Abende fort, und ich sehe ihn fast gar nicht mehr. O hätte ich geschwiegen!

---

7.

26. Juli.

Liebe Schwester!

Es geht nicht, wie es gehen sollte. Meine Frau ist eine Vollkommenheit an Güte, an Verstand, an Gelehrsamkeit, in allem und jedem — *viel zu hoch für mich* und ihre Meinung von mir auch viel zu hoch! . . .

Die Augen werden ihr aufgehen, und dann werde ich alles verloren haben; ihre Liebe, die sie mir auf Treu und Glauben geschenkt hat, ist mir alles.

Es ist jeder zu bedauern, der es mit seiner Frau schlecht getroffen hat; ich habe es zu gut getroffen und bin am *allermeisten* zu bedauern.

Albrecht.

---

8.

28. Juli.

Gestern machten Albrecht und ich einen Ritt durch das Tal. Es zieht sich lang schmal hin, breitet sich dann plötzlich aus und umfängt samtne Wiesen und einen kleinen See, den unser Waldbach tränkt; am Ufer des Sees liegt ein Garten, und in diesem ein allerliebstes Schlößchen. — Wem gehört das? Wer wohnt da? fragte

ich. — Ein Graf Wiesenburg hat es bewohnt. — Hat? — Ja. Er starb vor kurzem in Ems. — Unverheiratet? — Nein. — Und seine Witwe? — Nimmt ihren Aufenthalt im Auslande. — Und dieser reizende Besitz? — Steht leer; soll verkauft werden. — Steht nicht leer! Die Fahne weht vom Dache, die Gräfin wird angekommen sein . . . Da sah ich es, wie sehr man sich in acht nehmen muß, ihm zu widersprechen, besonders — — Verzeih, ich lasse mir's heute wohl sein und nehme eine zweite Karte.

---

## 9.

(Fortsetzung.)

Besonders wenn er unrecht behält, wie gestern. Denn gar bald bestätigte ein Bäuerlein, das des Weges kam, meine Vermutung: die Gräfin Blanka von Wiesenburg ist zurückgekehrt. — Siehst du? rief ich. Albrecht schwieg, biß seinen Schnurrbart und peinigte sein Pferd. Ich konnte es endlich nicht mehr mit ansehen und sagte: Aber Albrecht, der arme Fuchs! . . . Wäre diese Gräfin doch dort, wo das bekannteste aller Gewürze wächst.

Er warf mir einen Blick zu — — Mama, hört eine Frau jemals ganz auf, sich vor ihrem Manne zu fürchten?

---

## 10.

29. Juli.

Teure Mutter!

Ich habe erfahren, daß mein Vetter Hans wieder in M. ist und nach wie vor in den Fesseln der Frau von F. liegt. Willst Du ihn nicht zu Dir kommen lassen

und ihm ins Gewissen reden? Du verstehst das. Du kannst ihm auch sagen, daß wir uns seiner schämen, Albrecht und ich. Albrecht begreift es nicht, wie ein Mann so ehrlos sein kann, der Frau eines andern den Hof zu machen. Du hättest die Entrüstung sehen sollen, mit der er auf meine Frage: Begreifst du's? entgegnete: Was würdest du zu einem Manne sagen, der das getan hätte? Ich konnte mich nicht genug beeilen, ihn zu beruhigen: Verachten würd ich ihn! Er ist ja ein Dieb und Betrüger und in allen Stunden ein Lügner!

So ist es! So ist es! sprach Albrecht mit einem Ausdruck, den ich Dir nicht schildern kann. O Gott, wie edel muß man sein, um solchen Schmerz zu empfinden über die Schlechtigkeit der andern. Ich stand auf, trat zu ihm und drückte einen Kuß auf seine ehrliche Stirn. Er kann aber Zärtlichkeitsausbrüche so wenig leiden wie Du, und auch das gefällt mir im Grunde. — Laß, laß, sagte er und wandte sich ab.

---

## 11.

29. Juli.

Liebe Schwester!

Ich kann nicht fort, sonst hätte ich Dir schon meine Frau gebracht, es würde mich sehr freuen, wenn Du sie kennen lernen würdest, aber ich bin jetzt mein eigener Fabriksdirektor, und dabei wird es noch eine Weile bleiben müssen. Schrecklich ist gewirtschaftet worden in den letzten verwünschten Jahren. Das wäre aber alles nichts, damit werde ich allein fertig, es ist etwas andres.

Daß Blanka im Schlößchen eingetroffen ist!!!

So hält die ihr Wort, und so ist alles aus, wenn meine Frau das erfährt, alles aus, und damit werde ich allein nicht fertig.

Liebe Schwester, laß deinen Reisewagen vorfahren, setz Dich hinein und komm.

Albrecht.

---

12.

1. August.

Liebe Mama!

Die Schwester Albrechts hat uns mit ihrem Besuch überrascht. Sie ist um zehn Jahre älter als er und ein Fräulein, und wird wohl auch nichts andres mehr werden. Sie ist groß und mager, sehr liebenswürdig, außerordentlich gescheit. Vor Zeiten muß sie wunderschön gewesen sein. Ihre Augen sind es noch, die sehen einen durch und durch. Sie macht gar nichts aus sich, ihre Haltung hat gewöhnlich etwas Nachlässiges; aber manchmal, plötzlich, scheint sie zum Bewußtsein ihres Selbst zu kommen. Und da richtet sie sich auf . . . In solchen Augenblicken fühle ich mich neben ihr — eine Mücke. Meinem Albrecht ist wohl in ihrer Nähe. Nun ja, ein Mann wie er kann leicht aufrechtstehen neben jeder Superiorität.

---

13.

3. August.

Mein Mann spricht jetzt mehr als früher, und Emilie weiß immer, was er gemeint hat, wenn er auch etwas ganz andres sagt. (Denn er ist sehr zerstreut.) Er hat zum Beispiel in eigentümlichem Zusammenhang den Orinoko genannt, oder Karl den Großen. Sie läßt sich

dadurch nicht irremachen (wie ich mich neulich durch den Siebenjährigen Krieg), sie nickt zustimmend: Ganz recht, du meinst den Mississippi, oder: Ganz recht, du meinst Karl den Fünften. Und er sagt: Natürlich, und freut sich, daß man ihn so gut verstanden hat.

Ja, so mit ihm umzugehen, das muß ich eben lernen!

---

## 14.

4. August.

Meine Schwägerin ist noch am Tage ihrer Ankunft zur Gräfin Wiesenburg gefahren. Es war ihr darum zu tun, ein kleines Versäumnis Albrechts gutzumachen. Er vergaß nämlich, der Gräfin seine Heirat anzuzeigen, was sie übel genommen hat, wie es scheint. Emilie blieb lange aus, und mein Mann erwartete sie mit außerordentlicher Bangigkeit. Ich möchte mich einmal in Gefahr befinden, damit er sich auch um mich ängstige.

Als Emilie endlich zurückkam, merkte ich ihm viel weniger Freude an, als ich ihm früher Unruhe angemerkt hatte. Er fragte nur: Etwas ausgerichtet? — Eigentlich nein; du mußt hinüber. Albrecht protestierte, und das freute mich; ein so außerordentliches Wesen seine Schwester auch ist, sie hat ihm doch nicht zu sagen: Du mußt!

---

## 15.

6. August.

Gräfin Blanka hat uns besucht. Denke Dir ein Schneewittchen mit blauen, melancholischen Augen, mit gewellten, seidenen, aschblonden Haaren. Mein alter

Musiklehrer (ich lasse ihn herzlichst grüßen) würde sagen: Eine harmonische Erscheinung. Ich war beim ersten Blick von ihr bezaubert, und sie — o Himmel, so lange ich lebe, ist mir noch niemand mit solcher Wärme entgegengekommen! Sie ist eine ebenso ausgezeichnete Person wie Emilie, und auch ihr Dasein war reich an Prüfungen. Sie war unglücklich verheiratet, sie sagt es selbst, sie ist zutraulich wie ein Kind, obwohl sie schon dreißig Jahre alt sein soll. Wie traurig, daß ich die kaum gewonnene Freundin so bald wieder verlieren werde! Das Schlößchen ist verkauft, und Blanka nur hergekommen, um ihre Zelte abzubrechen.

---

16.

8. August.

Es ist merkwürdig bei uns seit der Anwesenheit Blankas. Sie kommt oft zu mir, möchte mit mir allein sprechen. Ja! ob Albrecht und Emilie uns auch nur einen Augenblick verließen! Ich werde bewacht und behütet .... man könnte es nicht anders treiben, wenn Blanka der böse Feind wäre, der auf mein Verderben sinnt. Ich bin nicht mißtrauisch, es geschieht aber alles, um mich dazu zu machen.

---

17.

10. August.

Blanka muß einmal eine große Enttäuschung erlitten haben, sie spielt oft darauf an. — Es gibt keine Treue in der Welt! sagte sie heute, und Emilie erwiderte: Das Gegenteil zu beweisen, steht jedem frei. Er übe Treue, und sie wird in der Welt sein. Dabei leuchteten ihre

Augen. Aber Blanka hielt den Blick aus (der mich blinzeln macht wie ein Blitz) und lächelte nur und sprach: Die Lehre mache ich mir zunutze. Ich führe meine Vorsätze treulich aus. Sie glauben doch nicht, daß ich hergekommen bin, um Gerümpel einpacken zu lassen? Ich bin gekommen, um Gericht zu halten, und das wird geschehen. — Nun lächelte auch Emilie, aber etwas säuerlich. — Gericht halten, oder denunzieren? — Wie Sie wollen. — Bei derlei Affären erweist der Denunziant sich oft als Mitschuldiger. — Wer weiß, vielleicht ist ihm alles, sogar die Begeisterung der Unschuldigen und Reinen, feil um die Wollust der Rache . . .

Das sind kindische Reden, aber die Damen führen sie mit einem Nachdruck, als ob hinter jedem Wort eine Armee von Gedanken versteckt wäre.

---

## 18.

12. August.

Habe ich Dir schon erzählt, daß Blanka ein Vergnügen darin findet, meinen Mann zu necken? Mich wundert nur, daß sie den Mut dazu hat. Ja, sie neckt ihn mit seiner . . . seiner zeitweiligen, kleinen Gedächtnisschwäche. Sie behauptet auch, er hätte eine neue Orthographie erfunden. Beim Ordnen verschiedener Papiere (vermutlich ihres Mannes) ist sie auf merkwürdige Briefe gekommen, die sie mir zeigen will — wegen der Orthographie. Sie sagte das so sonderbar, ihre Art und Weise war so herausfordernd, schien Albrecht so peinlich zu berühren, daß es mich verdroß, und ich ausrief: Nur her, mit diesen Elaboraten! Ich will sie sehen! Ich

habe ohnehin keine Ahnung von dem Stil meines Mannes, wir waren nicht getrennt während unſres kurzen Brautſtandes, er ſchrieb mir alſo nicht. Nur her alſo! nur her! — Da fuhr er aber auf mit einer unbegreiflichen Heftigkeit. Und dieſe Heftigkeit, und ſeine finſtern, lauernden Mienen ... Ich liebe ihn ja unausſprechlich, wenn das aber ſo fortgeht, werde ich ihn noch mehr fürchten als lieben, und das, Mama, — das wird ein Unglück ſein.

---

19.

15. Auguſt.

Verehrte Schwiegermutter!

Ich beſtätige mit ehrerbietigem Dank den richtigen Empfang der Korreſpondenzkarten meiner lieben Frau und habe Ihre gute Meinung daraus erſehen. Es iſt ſehr ſchlimm, denn ich weiß nicht, was ich tun ſoll, damit ſie nicht ſo vor mir erſchrickt, wenn ich vor ihr erſchrecke. Das Gewitter ſteht über meinem Hauſe, der Blitz wird gleich einſchlagen. Sie wiſſen alles, ich habe Ihnen pflichtgemäß alles eingeſtanden, bevor ich um Ihre Tochter, meine liebe Frau, bei Ihnen geworben habe ... Meine Situation iſt auf das höchſte geſpannt — ſoll ich nicht abſpannen? — auch ihr alles eingeſtehen?!

Sie wird mich verachten; raten Sie mir! Es wird alles geſchehen, nur mit Worten kann ich meine liebe Frau nicht täuſchen, genug ſchon, zu viel, daß es mit Vertuſchen geſchieht.

Raten Sie mir!!

---

20.

18. August.

Lieber Schwiegersohn!

Die Frage, ob Sie alles gestehen sollen, haben Sie wohl nicht im Ernst gestellt, deshalb erspare ich mir die Antwort darauf. Was das Täuschen anbetrifft, so muß ich sagen, wenn Sie es nicht können, so trachten Sie es zu lernen, denn wie wollen Sie regieren, wenn Sie nicht täuschen können? Und eine Frau nehmen, hat doch geheißen regieren wollen, seit die Welt steht.

---

21.

20. August.

Verehrte Schwiegermutter!

Verzeihen Sie, Sie irren sich. Ich habe es ernst gemeint, das mit dem Gestehen. Es ist nicht so kurios, wie es aussieht, weil ich weiß, daß „man" nicht ruhen wird, bevor „man" mich verraten hat. Aber weil Sie es so nehmen, werde ich schweigen. Möge ich es nie bereuen, aber ich werde es bereuen.

Die Reue ist etwas Schreckliches.

Ich bin in ihren Krallen zum Feigling geworden. Könnte übrigens auch auf einmal andre Saiten aufziehen; meine Schwester hält mich ab, sonst hätte ich schon energische Maßregeln ergriffen.

---

22.

22. August.

Lieber Schwiegersohn!

Ihre Schwester hat recht, energische Maßregeln sollen Sie nicht ergreifen, sondern in Gottesnamen, wenn man

Sie verrät — sonderbar! ich meine eher s i ch — zugeben, daß Sie das Unglück gehabt haben, bei einer Kokette Glück zu haben, sogleich jedoch hinzusetzen, daß der Mann Rechenschaft zu verlangen hat von der Vergangenheit seiner Frau, diese aber nicht von der seinen, in bezug auf Herzensangelegenheiten. Auf Argumente lassen Sie sich, wenn ich Ihnen raten darf, nicht ein, das einzige: „Es war von jeher so" ausgenommen, das allerdings schwach ist; aber in dieser Sache gibt es wenig starke, und so lange die schwachen gelten . . . Wir wissen von den meisten Münzen, daß sie den Wert, den sie anzeigen, nicht besitzen — da sie jedoch allenthalben für denselben angenommen werden . . . Sie verstehen mich.

---

## 23.

22. August.

Alles gut, mehr als gut. Wir waren im Schlößchen, um Abschied zu nehmen, Emilie und ich. Albrecht hatte versprochen uns nachzukommen, erschien aber nicht. Er hat wieder furchtbar viel zu tun, dachte ich, und entschuldigte ihn auch damit bei Blanka. Statt dessen — wir sind noch gar nicht lange auf der Rückfahrt begriffen, und wen erblicke ich? . . . Niemand anders als meinen Herrn Gemahl, der am Wege steht und nach uns (wäre ich ganz aufrichtig, ich sagte nach m i r) auslugt, hoffend und harrend, wie eine männliche „Spinnerin am Kreuz". Wir kommen in seine Nähe, er springt in den Wagen, sieht erst Emilie an, die ihm wie beruhigend zunickt, und dann mich und sagt freudig: Also wieder da! Also glücklich wieder da! als ob ich unversehrt aus der Schlacht, oder von einem Ausflug zu den Menschen-

fressern, heimgekehrt wäre. Was hast du denn gefürchtet? fragte ich, der Weg ist ja gut, und die Pferde sind sicher.

Da nahm er meine Hände in die seinen und sprach das geflügelte Wort: O mein Herz — lieben heißt fürchten!

---

## 24.

23. August.

Sie ist fort, leider fort, wie eine liebliche Erscheinung aufgetaucht und wieder verschwunden. In der zwölften Stunde erwachte Albrechts Gewissen, und er fuhr nach der Eisenbahnstation, um Blanka ins Coupé ein Lebewohl nachzurufen. Er hat einen weiten Weg und kann vor abends nicht zurück sein. Emilie ist zu Hause geblieben.

Ach, liebe Mama, sie glauben, ich merke nichts, während ich mich im stillen königlich ergötze an allen ihren Schlichen! Albrecht ist nicht nach der Station gefahren, weil ihn danach verlangt, sich bei Blanka zu empfehlen, sondern weil er sich überzeugen will, ob sie auch wirklich fortreist. Emilie spaziert nicht zu ihrem Vergnügen längs der Terrasse auf und nieder, sondern um wie eine Schildwache zu patrouillieren. — — — Und während alle diese weisen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, ist das, was sie verhüten sollen, — geschehen. Die Briefe Albrechts sind in meinen Händen. Ich habe sie! Ich habe sie!

Emilie ruft, ich will zu ihr. Lebewohl für jetzt. Mit der Nachmittagspost schicke ich noch eine Karte.

---

25.

23. Auguſt, nachmittags.

Wie ich zu den Briefen kam, mußt Du hören. Ein kleiner Junge brachte mir ein Körbchen, gefüllt mit herrlichen Roſen. — Wer ſchickt das? fragte Emilie. — Der geiſtliche Herr. — Ja ſo! Nichts einleuchtender. Wir waren neulich vor dem Garten des Pfarrers ſtehengeblieben und hatten ſeine Zentifolien bewundert, und lauter Zentifolien waren es, die, nachläſſig hineingeworfen, das Körbchen füllten. Ich freue mich, trage die Blumen in mein Zimmer, um ſie in Waſſer zu ſetzen, und ſiehe da, unter ihnen verborgen liegt ein Zettel und ein verſiegeltes Päckchen. Den Zettel ſchreibe ich Dir ab:

Die Auslieferung dieſer Papiere an Sie koſtet mich viel — Ihre gute Meinung. Je nun — ich bezahle den Preis, heimſen Sie den Vorteil ein. Das Leben überhaupt, die Ehe insbeſondere, iſt ein Kampf. Hier ſind Waffen.

Blanka.

Im Augenblick, in dem ſie für immer von uns ſcheidet, findet ſie noch die Stimmung zu einem etwas boshaften Scherz. Er beweiſt allerdings eine ſtarke Seele, und was ſie da ſchreibt, iſt ja recht geiſtreich; aber ein einfaches warmes Abſchiedswort wäre mir doch lieber geweſen.

---

26.

24. Auguſt.

Meine geliebte Mutter!

Heute muß es ein Brief ſein, und heute mußt Du es mir verzeihen.

Ich erzähle von Anfang an, obwohl nur das Ende interessant ist.

Albrecht kam gestern erst nach neun Uhr zurück. Er hatte den Wagen vor dem Hoftor halten lassen und war schon ins Haus geeilt, während ich am Fenster stand und mich fürchtete, weil ein schweres Gewitter aufstieg. Da öffnet sich die Tür, und Albrecht stürzt herein. Ich erschrecke, stoße einen Schrei aus, und — er schreit auch: Was ist? Was gibt's? Was hast du! . . . Sieht sich im Zimmer um, sieht alles mit einem Blick, auch die Rosen, die neben der Lampe auf dem Tische stehen, und ich, weil sein verstörtes Wesen mich ängstlich macht, plumpse sogleich heraus: Blanka hat sie geschickt, deine Briefe lagen dabei.

Er zuckte zusammen wie ein verwundeter Hirsch, sprach kein Wort und fuhr mit beiden geballten Fäusten nach dem Kopf.

Albrecht! Albrecht! rief ich, wie unrecht von dir, wie schrecklich unrecht! — Nicht wahr? . . . Er stöhnte nur so, und ich weiß selbst nicht wie es kam, daß ich nicht in Tränen ausbrach über seinen Schmerz, sondern — freilich mit sehr beklommener Stimme — sagen konnte: Wie unrecht, daß du Geheimnisse vor mir haben, dich mir nicht zeigen willst, wie du bist, mit deinem guten und braven Charakter und mit deiner mangelhaften Orthographie!

Du spotteſt, preßte er mühsam hervor, und ich entgegnete: Dich verspotten, weil du nicht Zeit hattest, hinter den Büchern zu hocken? Ein Mann wie du, der Besseres zu tun hat! O Lieber! warum mich täuschen wollen? Was liegt denn mir daran, ob du glaubst, daß die Inster im Nassauischen entspringt, und daß Katharina

von Medicis die Frau Peters des Großen war? Wenn du nur das sicher und gewiß weißt und festhältst, und nie vergissest, daß ich deine einzige Freundin und Vertraute bin und sein muß .... — Auch sein willst? unterbrach er mich und schnappte nach Luft. — Willst? ... Hab ich da noch zu wollen? Bin ich nicht deine Frau? Und er: Das jetzt? Jetzt — nachdem du gelesen hast — — er deutete nach dem Päckchen und zitterte, wahrlich, der ganze Mann zitterte, und es war sein Glück, sonst wäre ich ernstlich und unbarmherzig böse geworden. Aber weil er gar so beschämt und reuig aussah, sagte ich nur ein wenig vorwurfsvoll: Gelesen? ... Albrecht? wie kannst du das glauben?

So hast du nicht? ... hast nicht? ...

Überzeuge dich, ob das Siegel unversehrt ist, gab ich, und diesmal recht trocken, zur Antwort und steckte ihm die Briefe in seine Brusttasche — Und in Zukunft halte es nie mehr für möglich, daß ich wissentlich etwas tue, das dir unlieb ist ...

Nun kommt das Interessante! und daran werde ich denken, so lang ich lebe. Statt aufzufahren über meine harten Worte, wie ich erwarten mußte, statt dessen — — Liebe Mutter, nie hat er vor mir gekniet, nicht als Bräutigam, nicht in der ersten Flitterwoche ... In dem Augenblick aber — bevor ich mich besann, bevor ich's hindern konnte — da lag er zu meinen Füßen, mein bester Mann, mein teurer Herr, und faltete seine Hände wie ein Betender. In seinen Augen glänzten große Tränen, und er rief und er flüsterte mit lautem Jubel, mit tiefem Entzücken:

O mein Weib! mein Kind!

New York Public Library
115th STREET BRANCH
201 West 115th STREET
CIRCULATING DEPARTMENT

Druck von G. Bernstein in Berlin.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

DEC 4 - 1924